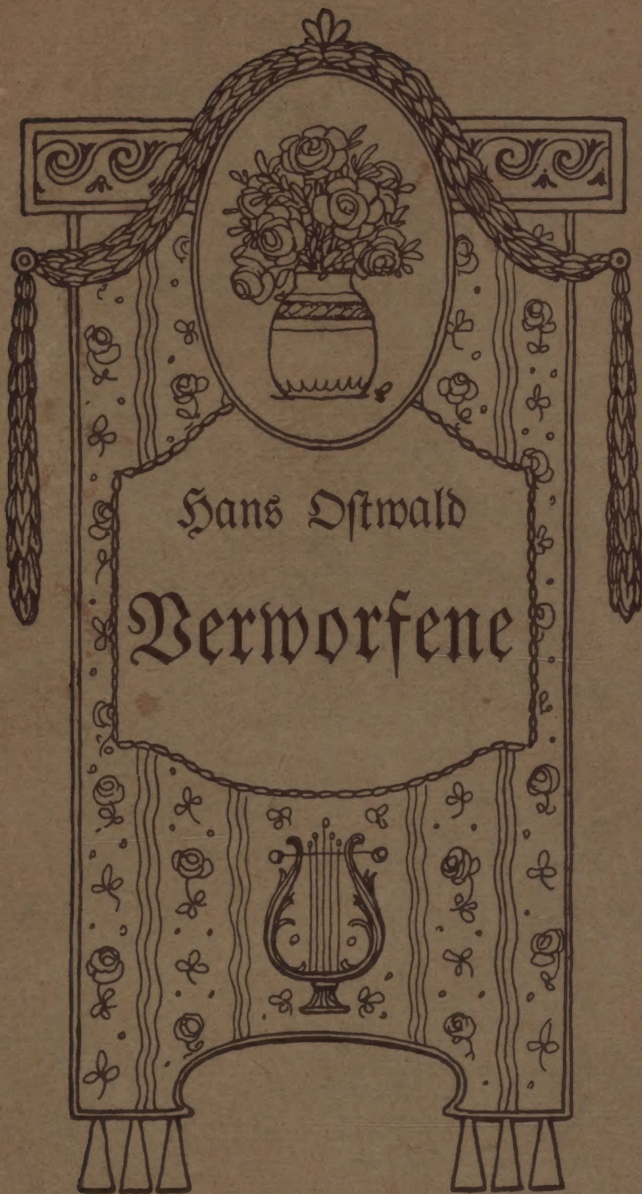

Hans Ostwald
Verworfene

11. Q. 76

Mr 38.

HANS OSTWALD

VERWORFENE

NOVELLEN

BIBLIOTHEK BARD

o o 5.—*6. Band* o o


J
B
V

HANS OSTWALD

Verworfene

Novellen

Umschlagzeichnung
und Illustrationen
von Hans Baluschek

Berlin
Julius Bard Verlag
1902

Alle Rechte vorbehalten

Der letzte Zug



Ich komme von einem Stadtbummel durch den Osten. Rasch noch zum Alexanderplatz — vielleicht erhasche ich noch einen Stadtbahnzug. Unten, im dickflimmernden Raum eine Fahrkarte aus dem Automaten — die Stufen empor.

— — Ja, es fährt noch ein Zug. —

Außer mir noch vier Menschen auf dem Bahnsteig. Zwei junge Leute mit hochgeklappten Kragen — ein linder Nachtwind haucht durch die hochgewölbte Halle. — Eine alte Waschfrau in einem abgeschabten, grauen Tuch setzt sich auf die Bank; den braunen Sponkorb stellt sie neben sich. Am Diensthäuschen fegt ein Beamter den Bahnsteig mit einem langen Strauchbesen. Kleine Staubwolken fliegen vor ihm her.

In diesem tonnenartigen Gewölbe, in dem die Eisengerüste zart und doch kräftig hochklettern, um sich oben ineinander zu verweben, hört man nur das Kratzen des Besens. Die leeren Räume der Großstadt — sie machen so müde.



Über all' dem Licht. Viel weißes, enthüllendes Licht von den Blendkugeln über uns.

Von der Straße her nur verwischtes Tönen.

Da — ein taktmäßiges Rollen, ein ratterndes Schlagen. Ich blicke die Geleise entlang — noch nichts. Dann ein Röcheln und Puffen. Zwei grellgelbe Augen und über ihnen ein rotglühender Feuer- und Rauchschweif. Aber drüben hin. Es ist ein Fernzug.

Wie das in der hohen, weiten Halle dröhnt und schallt! —

„Nach Köln!"

Niemand steigt ein. Nur Postsachen werden verpackt.

Wieder ein taktmäßiges Rollen — dann die blendenden Lichter. Fauchend fährt mein Zug ein und hält knarrend. Thüren klappen.

Ich sitze einem dicken Händler gegenüber. Er nickt mit geschlossenen Augen vor sich hin. Seine fetten Hände, an denen dicke Ringe leuchten, liegen auf den runden Schenkeln.

Neben mir zwei Eisenarbeiter; knochig, zähe, lebhaft, in geschwärzter, fettiger Kleidung. Sie kommen von einer Versammlung. Ich höre die Worte: Streikrechte — Solidarität —



Es pfeift; der Zug fährt an.

Über Straßen weg; durch das veraltete finstere Centrum. Nur wenige moderne, helle Hochbauten zwischen niedrigen, dunklen Gebäuden vergangener Geschlechter.

Auch ihr werdet einst dunkel — vergangen sein — Häuser, Menschen, Gedanken ...

Drüben der grüne, weiß beleuchtete Kirchturm. Der Mond steht hell und voll über ihm.

Dann „Börse!" Thüren klappen — Pfeifen — weiter. Breite Straßen; große, kunstvolle Bauten. Um sie herum die kleinen Lichtkugeln und Flammen. Wie klein in der weiten, schwarzen Nacht. —

Schwarze, glänzende Wasserspiegel. Wie sich die Flammen und die toten Mauern hineinzeichnen!

Wieder stille Straßen. Tote Häuser. Einige Fenster gelbrot erleuchtet; das einzige, was Leben deutet.

Die helle Friedrichstraße; noch schieben sich Menschen nebeneinander her.

Wieder halt. Wieder Thürenschlagen. Das Laufen einzelner Menschen, die noch mitwollen.

Als wir aus der Bahnhofshalle gleiten, fährt drüben der Fernzug ein. Nochmals über breites, dunkles Wasser. An Häusern hin. Jenseits glänzt



die goldene Kuppel des Reichstages. Märchenähnlich zeichnet der Mond die Umrisse und die strahlenden Lichte und tiefen Schatten. Graugelbe Wolken schieben sich durcheinander am sternklaren Himmel.

Jetzt fährt der Fernzug neben uns. Ich sehe in die Wagen hinein. Die Reisenden liegen in die Kissen gelehnt. Einzelne packen ihre Schachteln und Pakete zurecht. Der Zug fährt schneller als meiner — schneller— und weiter. Durch die Felder, die Berge — die Nacht und den Morgen. Über die Ströme und Bäche. Plötzlich:

„Die Bächlein von den Bergen springen,
Die Vögel singen hoch vor Lust.
Was sollt' ich nicht mit ihnen singen
Aus voller Kehl' und frischer Brust!"

Immer im Takt zum Rollen der Wagen. Die puffen im richtigen Tempo auf die Schienenlücken.

„Die Bächlein von den Bergen springen,
Die Vögel singen hoch vor Lust."

... Jetzt singen wohl kaum noch Vögel. 's ist ja Herbst. Wie der Wind schon die Blätter von den Bäumen pflückt.

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt."



Der Takt immer dazu — — Ja, jetzt weiß ich's: In die weite Welt. Das ist der gewaltige Trieb, die Sehnsucht in mir ...

Mal im Herbst, wenn der Sturm alles Morsche, Überlebte, Abgeblühte und Abgestorbene herunterbricht; es zersaust, zerfetzt und zerschmettert. Wenn die Baumkronen durcheinandergeschüttelt werden und alles fallen muß, was nicht fest steht auf seinem Boden.

Hinaus in die klare, abgekühlte Herbstluft. Durch Nebel zum Ziele. Dem Stürmen der Herbstwinde entgegen Mit offenem Gesicht und geradem Kopf in den Herbstregen hinein.

„In Berg und Wald und Flur und Feld."

Sich die Werkstattsschlacken herunterwandern. Den faden Geselligkeitsodem los werden und die Schreibtischluft hinwegatmen.

Mut holen für den Winter. — — —

Noch immer den Takt:

„Was sollt' ich nicht mit ihnen singen
Aus voller Kehl' und frischer Brust."

Ja, so will ich's machen. — — — — —

Der letzte Wagen des Fernzuges. Seine Lichter eilen den Lichtscheinen meines Wagens voraus auf dem Bahndamm. Sie sind überholt — ganz fort. —



„— — — in die weite Welt!“

... Ich steige aus und gehe über die Bellevue-Brücke. Unter mir fließt schwarz das Wasser. Kalter Nebel steigt auf. Die einzelnen Lampen am Uferweg flackern in ihrem Dunstkreis. Das Spiegelbild des klaren Mondes glitzert bis unter die Brücke.

Ich bleibe stehen und sehe auf den schwarzen glatten Streifen unter mir. Es ist, als ob er still steht. Aber ich merke es nur nicht.

Es geht vorwärts — immer vorwärts. Unmerklich. —



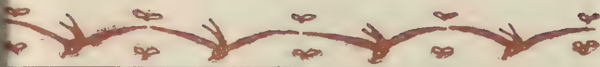
Wie frisch und kühlend dieser Herbstwind ist!

— „Die Bächlein von den Bergen springen!“

Ja, es geht hinaus mit dem alten Leichtsinn und dem alten Mut — über die Stoppelfelder, abgemähte Wiesen, umgepflügte dampfende Äcker — bis hin zum Meer — und nach Süden, zu den Bergen mit welkem, gelbem Weinlaub ...



In der vierten Klasse



Alles beeilte sich, in den Zug einzusteigen. Ich kletterte in das schon nahezu gefüllte Abteil eines Wagens vierter Klasse, zugleich mit einem jungen Mann von wenig Vertrauen erweckendem Aussehen.

Schon in der Vorhalle hate ich ihn gesehen. Da stand er mit seiner Mutter, deren schmerzgefurchtes Gesicht bleich und schreckhaft aus der sauberen, dunklen Kleidung starrte. Neben ihr stand ein älterer Sohn, der gleichfalls recht ordentlich gekleidet war. Er redete auf seinen Bruder freundlich, doch mit einer gewissen Bestimmtheit ein. Dieser kaute an seiner kurzen Tabakspfeife, ohne ihm anscheinend zuzuhören. Plötzlich nahm er die Pfeife aus dem Mund und sagte:

„Na — es wird schon werden! Sollst sehen, Mutter! Jetzt werde ich 'n ganz andrer Mensch!"

Damit küßte er rasch Mutter und Bruder und ging leichten Schrittes auf den Bahnsteig, während die Mutter ihm nachsah. Die Thränen liefen ihr



unaufhaltsam auf das dunkle Kleid, ohne daß sie darauf achtete.

Im Wagen sah ich mir ihn näher an. Unter seinen durchaus nicht boshaft blickenden grauen Augen lagen grünlich gelbe Schatten, aus denen sich ein blutrünstiger Streif blaurot abhob. Seine Nase war breit und pockennarbig. Der breite Mund, in dem er fortwährend seine braune Holzpfeife hielt, war mehr grau als rot, die Lippen waren angeschwollen. Seine schmutzigen blonden Haare standen wirr an den Ohren hervor. Das gelblich graue Gesicht war zerkratzt, breite Schrammen zogen sich an den Schläfen, auf den Wangen und am Kinn entlang. Unter der abgetragenen, fasernden Weste trug er ein rosa gestreiftes Baumwollhemd; in der schmalen, glatten Hand hielt er ein winziges Päckchen in einem roten Schnupftuch.

Ich hatte auf einer Bank zwischen vier polnischen Arbeitern Platz gefunden. Der Zerkratzte setzte sich vor mir auf einen gelben Holzkoffer.

„So, da sitzt man doch!“ meinte er und klopfte an seinem Schenkel seine Pfeife aus. „Hier darf man wenigstens rauchen!“

In der letzten Minute — der Zugführer schalt schon draußen — kam noch ein Mädchen in einem

langen blauen Jackett herein. Ihren braunen Koffer stellte sie in der Mitte des Wagens auf und nahm eine große graue Tüte, die sie bisher im Arm getragen, auf den Schoß. Da der Koffer flach lag, erhob sie sich, um ihn hochzukippen. Ein junger Handlungsreisender sprang hinzu und half ihr, immer dabei plaudernd. Galant gegen jedermann, doch dabei gewitzigt dreinschauend, sprach dieser Jünger Merkurs ein sonderbares Gemisch von Platt, Hochdeutsch und französischen Brocken. Die Bänke waren bis auf eine Ecke, in der ein älteres Brautpaar saß, nur von Polen besetzt. Einige Kleinstädter standen noch zwischen den Säcken und Kisten der Polen — das war die ganze Reisegesellschaft.

„Endlich schrammen wir ab!" meinte der Zerkratzte zu mir, als der Zug aus der dunklen Halle fuhr, hinaus in die helle, sonnige Landschaft.

Vorüber ging's an all den trostlos kahlen Wohnhäusern, den Fabriken und Werkstätten. Endlich wird der Horizont frei — der keuchende, stampfende Zug eilt durch die dürftige Landschaft. Die Sonne spiegelt sich in den Tümpeln und Bächen am Bahndamm. Links von der Sonne blinkt matt die halbe Scheibe des zunehmenden Mondes.

Der Schaffner hat die Fahrkarten nachgesehen.



Sobald er fort ist, öffnet das blonde Mädchen im blauen Jackett seine Tüte — ein kleiner schwarzer Hund steckt neugierig seinen Kopf heraus.

Der Zerkratzte macht einen Versuch, mit dem Hund zu schäkern. Doch das Mädchen wendet sich erschreckt von ihm ab. Ein polnischer Arbeiter mit einem flachen tatarischen Gesicht macht lachend den gleichen Versuch, und nun muß sie es schon gestatten. Sie wird abwechselnd blaß und rot dabei und giebt ihm nur kurze, gezwungene Antworten. Er wendet sich bald ab und sieht ärgerlich zum Fenster hinaus.

Da fast alle rauchten, hatte sich schon während des Wartens im Bahnhof ein dichter Qualm im Wagen gebildet, der erst im freien Felde durch die offenen Fenster hinausgeweht wurde. An der Thür stand ein langer Kerl mit einer Soldatenmütze auf dem Kopf, gleichfalls ein Pole; er stützte sich mit der einen Hand auf einen Stock, den er im Rücken hielt, und führte mit der andern Hand eine Tabakpfeife nach dem Munde, der er starke Wolken entzog. Das blonde Mädchen, dem der Qualm gerade ins Gesicht zog, hustete heftig, er aber drehte sich nur leicht nach ihr um und lachte.

Der Zug hielt auf einer größeren Station. Ein



kleiner Junge lief an den Wagen entlang und pries sein Bier an. Der lange Kerl in der Soldatenmütze brüllte grinsend ihm nach: „Bú—úr! Bú—úr!“ Das wiederholte er noch zehn Minuten lang, als wir den Bahnhof längst verlassen hatten. Dann sang er ein schwermütig klagendes Lied, in das seine Kameraden einstimmten.

Auf einer kleinen Zwischenstation kam ein großer, kräftiger Bauer herein, der sich neben den Zerkratzten setzte.

„Na — dies Jahr hatten Sie doch schönes Erntewetter!“ meinte dieser zu dem Bauern.

„O — ja!“

„Da hat's doch 'n schön Stück Jeld jejeben — wat?“

Der Bauer antwortete ihm nicht.

„Na,“ fuhr der Zerkratzte fort, „'t nächste Jahr um die Zeit, da haben wir uns ooch 'n bisken jeschafft. Denn spucken wir uns mal düchtig in die Hände — denn wird's schon werden! Det olle Luderleben soll nu ufhören. In Hamburg wird's wat zu dhun jeben — hm?“

Der Bauer wendete ihm verächtlich den Rücken zu.

Der Zerkratzte zog seine Stirn in Falten. Dann

klopfte er gemütlich seine Pfeife aus und meinte vor sich hin:

„Siehste! Mußt nur wieder jestoppt werden, denn brennste ooch wieder!"

Als er aufsah, begegneten sich unsere Blicke. „Mögt Ihr doch denken, was Ihr wollt," schien er sagen zu wollen. „Ihr kennt mich alle nicht. Wer weiß, ob Ihr das hättet aushalten können, was ich durchgemacht habe? Am richtigen Platz wär' ich schon ein richtiger Kerl geworden. Aber so? Was wollt Ihr eigentlich von mir? Ich that doch nur das, was andere auch thun — ich arbeitete wenig und ging ebenso gern, wie sie, spazieren, löschte meinen Durst und hatte meine Mädels lieb ... Was wollt Ihr denn von mir ... Deswegen braucht Ihr mir nicht auszuweichen und die Nase zu rümpfen ... Wir werden ja sehen, es dauert gar nicht lange, so gehöre ich auch zu Euch. Sollt mal sehen, wie ich arbeiten und sparen kann! Und dann schick' ich Muttern das Geld wieder — die paar hundert Mark, sie braucht es ja ... Kann ich denn dafür, daß sie mir immer gleich gegeben hat, was ich verlangte?"

Er beguckte sich seine glatten Hände und schien dabei zu denken: „Verflucht! Das Arbeiten wird



schwer werden! ... Na, ich werd's schon lernen ... werd's lernen ..."

Dann kamen Landwirte herein und ein blinder Harmonikaspieler. Er stellte sich in die Mitte des Wagens — sein rundlich, aufgeschwommenes Gesicht mit den leeren Augen nach der Decke — quetschte er den Donauwalzer.

Einer von den Landwirten erzählte mir, daß er den Blinden schon zwanzig Jahre kenne. So lange fahre der bereits die Strecke. Ja, der könne spielen! Aber das sei auch ein Instrument! So eins finde man nicht alle Tage. Na, und dann habe ja auch so ein Blinder immer ein besseres Gefühl in den Fingern als ein anderer.

Aber loben müsse man den Blinden trotz alledem. Er wolle wenigstens nicht umsonst leben. Er wolle sich auf seine Weise nützlich machen. Und wenn er schon mit seinen toten Augen nicht arbeiten könne — so verdiene er sich doch auf anständige Art seinen Lebensunterhalt; er erfreue doch die Menschen und falle ihnen nicht zur Last.

Damit stand der Landwirt auf, nahm seine Mütze ab und sammelte.

Und es war keiner da, der nicht seinen Nickel für den Blinden gesteuert hätte.



Die Marktfrauen griffen unter die Schürze in ihre Ledertaschen. Ein Reisender zog ein Fünfpfennigstück mit spitzem Zeigefinger und Daumen aus seiner Billettasche und ließ seinen Ring auf dem kleinen Finger funkeln, als er das Geld in die Mütze warf. Ein sechzehnjähriges Ding kam fröhlich mit dem Groschen herbeigesprungen, den ihr die Mutter gegeben. Umständlich, aber mit lächelndem Gesicht zogen die älteren Landwirte ihre Portemonnaies.

Und ein junges Mädchen, das mit einem großen Reisekorb und Hutschachteln aus dem Berliner Dienst nach der Heimat fuhr, wurde ganz rot, als der Sammelnde ihr auf ein Fünfzigpfennigstück vierzig Pfennig herausgab.

Weiter . . . Eine italienische Musikbande kletterte herein. Drei ältere Männer, ein Junge, kamen diese Italiener aus der römischen Campagna. Der Junge blies die Klarinette schrill und lebhaft. Ein bärtiger Mann sah düster zu. Ein zweiter dämpfte die grellen Sprünge und Töne der Klarinette mit einer milder gestimmten, und der dritte Mann, ein großer, starkknochiger Mensch, brummte mit seinem Dudelsack grotesk dazwischen; bald war es, als mache er die leichten Tänze mit



Bärentritten lächerlich, bald schien er zornig zu drohen.

Der Dudelsackpfeifer war der Zugänglichste. Der Zerkratzte, den die Musik aufgeheitert, trat an ihn heran:

„Wo ist denn die Frau? Sie reisen so ganz allein?"

Der Italiener lachte:

„Hier, das ist meine Frau! Das ist die beste! ... Ih — jetzt taugt keine Frau. Die sind gut für den Winter. Da so warm — mollig! . . Jetzt — Dudelsack leichter mitzunehmen. Nicht so wuschelig und zanken . . . Ja, hab' ihn lieb!"

Er drückte das alte Holzgestell zärtlich an sich ...

Endlich hielt der Zug an der Station, die mein Reiseziel war. Ich nickte dem Zerkratzten zu: „Den Leichtsinn, Bruder — den haben wir gemein miteinander, ohne den möcht' ich das Leben gar nicht haben ..."

Zugleich mit mir verließ das Brautpaar, das während der ganzen Zeit schweigend dagesessen hatte, den Wagen. Es begrüßte die Tochter des Bahnhofswirts, die vor dem roten Backsteingebäude stand. Ihr Anblick erinnerte mich an die Sommertage, die ich früher hier verlebt, als das junge Mädchen noch



die Braut des zweiten Dorflehrers war, der als Dirigent eines Gesangvereins in der Umgegend eine hervorragende Rolle spielte. Er soll im zweiten Examen gerasselt und die Verlobung zurückgegangen sein ...

Ich ging am Bahndamm entlang, dem breiten, durch die Bäume sichtbaren Kirchturm zu. Der Zug fuhr langsam an mir vorbei. Der Zerkratzte nahm jetzt meinen Platz ein und guckte eben zum Fenster hinaus. Ich konnte noch sehen, wie er eine Schnapsflasche aus der Tasche zog und an den Mund setzte ...



Der Kantor



Mein Onkel Kantor saß auf seinem alten Platz am Fenster. Er sah immer noch genau so aus, wie ich ihn schon lange kannte. Die hellen, graublauen Augen blickten immer noch abwartend, beobachtend und doch lebenslustig umher. Sein Haar, dessen wenige Strähnen er über die Glatze zog, war nicht schwächer geworden. Auch der struppige, rund geschnittene Bart zeigte kaum ein bleicheres Weißgrau, als bei meinem letzten Besuch. Denselben Rock wie damals trug er, nur war dessen ursprüngliche Farbe in Graugrün übergegangen. Am Unterärmel war eine Hälfte angestückt.

„Na, nu sag' mal, wo kommst Du denn her?" meinte Onkel und legte seine Brille auf das weiße Fensterbrett.

„Von Hause."

„So! — Un wo willst Du hin?"

„Ein Bißchen in der Welt herum."

„Jetzt im Herbst? Na, Du mußt ja wissen, wat



Du machst. Ich will keenem abraten. Bist ja noch 'n junger Kerl. Aber ich denke man bloß ... ich halte davon nich viel. Doch wie gesagt, Du mußt ja wissen, wat Du machst."

Er legte die „Lehrer-Zeitung" auf die weißbedeckte Kommode, stand auf und horchte zum Fenster hinaus. Soeben war ein eleganter Mann mit einer jungen Frau vorbeigegangen.

„Ich dachte man," sagte Onkel, als er das Fenster geschlossen hatte und sich wieder setzte. „Der Graf wird bei'n Pastor rin gehen."

„Ist der alte Weißkopf immer noch Euer Seelsorger?"

„Ja, immer noch der alte."

„Wie stehst Du denn jetzt mit ihm?"

„Na, man wird alt. Er hört ja nichts mehr und ist halb blind. Aber wie gesagt, wenn das nich wäre — na, sagen darf man ja auch so nichts."

Er lachte in seiner kräftigen Art.

„Ja, ja, Hans. Seine Meinung darf man schon haben, aber sagen darf man sie nicht!"

Er stand lachend auf und machte ein paar bedächtige Schritte.

„Ah! De ollen Beene wollen man auch nich



mehr ... Komm raus, schneid' Dir Wein ab. Du ißt 'n doch?"

„Aber gewiß doch, Onkel!"

Wir gingen auf den Hof. Er zeigte mir seinen Wein, der das kleine einstöckige Giebelhaus umrankte.

„Komm nachher wieder 'rin," meinte er und ging über den aufgeweichten Hof, vorsichtig einen Fuß vor den andern setzend, zurück.

Des Abends saßen wir in der Wohnstube zusammen. Mein Onkel mit dem Rücken am braunen Kachelofen; ich jenseits des ovalen Tisches, auf dem eine Milchglaslampe brannte. An dem einen Fenster, vor dem schon die weißen Holzläden geschlossen waren, saß ein jüngerer Kollege des Onkels im Radfahreranzug, und am andern Fenster ein zweiter Neffe meines Onkels, ein Seminarist. Ich war gerade von einem Spaziergang durchs Dorf heimgekehrt und kam dazu, wie die beiden Amtsgenossen sich aussprachen.

„Sehen Sie, Herr Kantor," meinte der Radfahrer, ein Ostpreuße mit breiter Aussprache und hellen lebhaften Augen, „ist es nicht besser, man wirft den ganzen Krempel hin? Jetzt, wo ich noch jung bin. Später — dann sitzt man mit 'm dicken



Kopp da und ärgert sich, dat man seine schönen Jahre so dran gegeben hat."

Der Kantor sah ihm gerade ins Gesicht. Eine lange Pause. Bis dem Kantor zwei lichte Tropfen aus den krampfhaft geöffneten Augen liefen.

Da beugte der junge Lehrer verlegen seinen Kopf und stammelte:

„Sehen Sie — ich wollte ja nichts gegen Sie sagen — — Man — ich kann — doch nicht — — na, seine Persönlichkeit darf man doch nicht aufopfern!" stieß er jäh hervor.

Da erhob sich der Kantor und ging mit starr auf die Lampe gerichteten Blicken hin und her.

Nach einer Weile gestand der Lehrer:

„Ja Sie wissen doch — ich bin hitzig und der Pfarrer auch. Und nu soll ich ihn immer erst fragen, wat ich den Kindern beibringen soll. Ick weeß dat all längst — längst!... Ick kann keenen Vormund nich 'brauchen!"

„Ach wat! Vormund!" fuhr der Kantor dazwischen. Und während er seinen Neffen, den Seminaristen ansah, der bei den Worten des Lehrers spöttisch gelächelt hatte — dieser achtzehnjährige Seminarist konnte lächeln: Hä, Persönlichkeit! Wenn man vorwärts kommen will! — sagte der Kantor



schwer atmend: „Wir müssen uns unterordnen lernen, wir Menschen. Sonst — sonst — — Nu ja, die Freiheit!“ Er blieb stehen und lächelte. Dies Lächeln war wie ein verstaubter Traum von entschwundener Glückseligkeit ... „Ja, da kann man ja auf seinen Kopf bestehen. Ja, da kann man wohl das sagen, wat man den andern zu sagen hat. Da zeigt es sich, ob man überhaupt wat zu sagen hat. Man braucht so gar keine Rücksicht zu nehmen. Ist sein eigener Herr ...“

Aus dem freudigen Lächeln wurde aber plötzlich ein ängstliches, verzerrtes Gelächter:

„Nee, nee, nee!“ Und er wehrte etwas Unsichtbares mit den Händen ab: „Es ist besser, man sagt nix — nix! Immer still! ... Was hat man denn davon, wenn man sein eigener Herr ist und weiß nicht, wovon leben?“

Er setzte sich und sprach hastig auf den Lehrer ein, mit den zitternden Händen den Tisch streichend.

„Bleiben Sie, bleiben Sie. Lieber mal was runterschlucken!“ Und die ganze, Jahrzehnte hindurch geübte Unterwürfigkeit kam zum Vorschein. In einer langen Rede enthüllte er alle die Qualen, die er erlitten, enthüllte er die Brüche, die sein Wesen durchzogen. Mit ängstlicher Stimme flehte



er den Lehrer an, nicht aufsässig zu werden. Deutlich war seine innere Unruhe zu merken. Deutlich kam es heraus, daß er diese Reden mehr an sich selbst, als an den Lehrer richtete.

Plötzlich sagte der Lehrer, immer noch bitter:

„Da hat der Präsident K. neulich ein Gedicht an seinen alten Jugendlehrer und Küster gemacht. Ja, was nützen dem all die schönen Worte?... Der ist am Ende seines Lebens doch halb verrückt geworden, daß er gegen seine Erkenntnis unterrichtet hat... Und da spricht man immer wieder von Demut!"

Aber der Kantor ließ nicht locker. Er sprach ganz begeistert von seinem Beruf und pries die Aufopferung der Persönlichkeit. Ja, das sei ein kostbares, schweres, schweres Martyrium!

Der Lehrer sah verblüfft auf:

„Ja — ein Martyrium is dat wohl —" meinte er gedehnt.

Und als der Kantor immer weiter redete, fing der Lehrer an zu sinnen. Zuletzt hörte er garnicht mehr auf die Worte des Kantors. Mit rotem Kopf sprang er plötzlich auf und stieß heftig hervor:

„Ja, ja, Sie haben recht! Es ist ein Martyrium! Ein köstliches Martyrium! Aber wir müssen das



Kreuz auf uns nehmen! Es ist doch so etwas — etwas heiliges um einen Märtyrer!"

Damit reckte er sich empor. Das Grinsen des Seminaristen übersah er.

Er nahm seine Mütze, zog seine Kniehosen glatt und ging hinaus. Der Kantor folgte ihm, bestürzt, daß er mitten in der Rede unterbrochen worden war.

Der zunehmende Mond, der in einem fahlen Dunstball lag, erhellte die Wege nicht. Der Schatten der Bäume verschwamm in dem blassen Schimmer, der alle Gegenstände umschwebte und sie ins Ungewisse verzerrte. Nachdem der Radfahrer seine Laterne angezündet hatte, fuhr er langsam davon. Wie ein zum Blocksberg reitender Teufel saß seine Gestalt in dem sich entfernenden, über den Sand gleitenden Lichtschein. Die Hunde wurden aufgeschreckt und jagten ihm kläffend nach.

Mein Onkel schloß die Zaunthür. Lange blieb er stehen und sah über den Stall hinweg nach dem Mond.

„Hm — morgen giebt's Regen," meinte er nachdenklich. Nach einer Weile fügte er hinzu: „Die Musik, siehst Du, das Orgelspiel — das entschädigt uns für vieles..."

In der Nacht schreckten mich leise Schritte aus



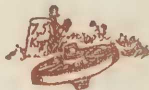
tiefem Schlaf. Mein Onkel kam mit einem Licht herein zu mir, setzte sich auf den Rand meines Bettes und sah mich stumm fragend an:

„Habe ich recht gethan, dem jungen Lehrer so zu raten? ... Lohnte es sich, ein ganzes Leben so zu verbringen? ..."

Er schien noch viel mehr fragen zu wollen, ging aber bald hinaus, unfähig ein Wort zu sprechen. Im Nebenzimmer schritt er noch lange hin und her. — —

Am nächsten Morgen brach ich früh auf, um weiter zu ziehen. Seit dem Sonnenaufgang regnete es in feinen durchdringenden Fäden. Der Onkel begleitete mich bis zu der alten, grauroten Dorfkirche, wo ihn sein Bälgetreter, ein invalider Tischler, erwartete. Der Kantor meinte, er wolle ein halbes Stündchen spielen, ganz für sich. Mit Kuß und Händedruck nahmen wir von einander Abschied. In der Thür aber wandte er sich noch einmal um, und es war mir, als ob ich in seinen erregten Blicken läse:

„Junge, wenn ich so mit könnte! ..."



Der Holzvogel



Ein paar Kleinbauern standen in der Gaststube und unterhielten sich über die Kartoffelernte. Am Schenktisch saß die saubere, breithüftige Wirtstochter und machte die Petroleumlampen zurecht. Über meinem Tisch schwebte an der Decke etwas hin und her, das ich in der Dämmerung nicht erkennen konnte. Erst als die Wirtstochter die Lampe in den Hängeleuchter über meinem Tisch stellte und anzündete, sah ich, daß es ein aus Tannenholz geschnitzter Vogel war. Das Ding war ganz seltsam geformt, und ich fragte das Mädchen, wie sie dazu gekommen wären.

„Den Vogel hat uns' Kuhhirt gemacht," sagte sie mit einem Anklang an Platt. Sie stieg von dem roten Stuhl herunter und strich ihre dunkle Schürze glatt. Ich mochte wohl ungläubig dreingeschaut haben, denn sie fügte wie zur Bestätigung hinzu: „Jau, jau, dat hat uns' Hirt gemacht!"

„Was für ein Mensch ist denn das, daß er solche Dinge machen kann?"



„Dat ist 'n zugereisten Polen, der bei meinem Vader um Arbeit anhielt. Wo er her is, so hat er uns vertält, giebt es man kaum alle Jahr viermal Fleisch; un nu is er ganz glücklich, dat er sich hier or'ntlich satt essen kann. Er meent, dat wär' een so arme Gegend dort in Polen, dat da een Mensch, der nix hat, niemalen tau etwas kommen dhut. Un nu goahn all' die, die een bisken wat wer'n woll'n, in bessere Gegenden, im Sommer wenigstens. Im Winter haben sie ja hier auch kein' Arbeit. Mein Vader hat den Josef auch man genommen, weil er billig is. Und doch verdient der Josef hier mehr als wo anners. Er muß nu gleich kommen, dann können Sie ja selbst mit ihm sprechen."

Sie ging in den Nebenraum, um dort aus einem großen Faß einen Literkrug mit Kornschnaps zu füllen, den ein zwölfjähriger, schüchterner Tagelöhnerjunge gefordert hatte.

Indes kam ein untersetzter, breitschulteriger Mann herein. Er blieb in der Nähe der Thür stehen und nahm seinen runden, weichen Hut von dem eckigen Kopfe. Die blonden Haare hatte er sauber von der Stirn gescheitelt bis in den roten, starken Nacken. Die kräftigen Beine steckten in braunen Wollhosen, während seinen breiten Oberkörper ein ehemals



schwarzer, jetzt schmutzig grauer Rock eng umschloß.

Die Wirtstochter, die den Knaben abgefertigt hatte, sagte zu dem Eintretenden: „Na, Josef, der Herr freut sich über den schönen Vogel."

Ein breites Lächeln ging über sein Gesicht.

„Womit kann man ihm denn eine Freude machen?" fragte ich das Mädchen, das den Burschen mit seinen grauen Augen lustig anblinzelte.

„Geben Sie ihm ein Glas Bier," meinte sie und trat hinter den Schenktisch. Ich nickte zustimmend.

„Der Herr will Ihnen ein Glas Bier geben!" sagte sie zu Josef.

„Ach! Lieber Schnaps, lieber Schnaps!" antwortete er und zwinkerte mit seinen schiefliegenden Augen.

„Dank schön! Dank schön!" sagte er, als er den Schnaps getrunken hatte.

Ich sah mir nun den Vogel näher an. Er hatte auf jeder Seite zwei übereinanderliegende Flügel, je aus etwa dreißig einzelnen, in Art einer Schmucklanze geschnitzten Teilen bestehend. Vorn war ein Kopf geschnitzt, der eine hohe Krone trug und in dem langen Schnabel noch ein Flügelteil hielt. Der



doppelte Schwanz war gleichfalls aus dreißig Teilchen zusammengesetzt, die aber, nicht wie bei den Flügeln in einer Reihe von oben nach unten, sondern von der Mitte aus verliefen.

„Das is nun aus zwei Stück Tannenholz geschnitzt!“ meinte das Mädchen.

„Ja,“ sagte Josef, „aus zwei Stück habe ih den Vogel gemacht!“

Er holte aus den Schäften seiner kurzen Kanonenstiefel je ein Stück Holz von etwa zwanzig Centimeter Länge, fünf Centimeter Breite und zwei Centimeter Stärke hervor. Beiden Hölzern hatte er schon die Lanzenform gegeben. Er paßte die beiden Holzstücke aneinander.

„Den spalte ih so,“ meinte er und deutete auf den fertigen Vogel.

„In sechzig Teile?“

„Ja, und dann biegen ih hierhin und dahin.“

„Und womit schneiden Sie das?“

Er zeigte schmunzelnd ein klobiges Taschenmesser.

„Was willst denn für so 'n Ding haben?“ fragte ein hagerer Kleinbauer.

„Vierzig — fufzig Pfennig!“

„Nee, zwanzig geb' ich!“ meinte der Bauer.



„Nej! Vierzig — fufzig!" antwortete Josef und zog die Stirn kraus.

Er setzte sich auf seinen Stuhl in der Ofenecke und verzehrte sein Abendbrot, eine große Schüssel Kartoffeln und dazu einen Hering.

„Funfzig Pfennig is doch nicht tau viel," sagte die Wirtstochter zu dem Bauern. „Er hat doch einen ganzen Nachmittag damit tau dhaun!"

Der Dorfschneider, der mit am Tisch saß, sagte achtungsvoll: „Nee, dat is nicht tau viel, denn dat is ja ein' Kunstfertigkeit! Der Josef weet sich tau beschäftigen!"

„Ja, un willig is er!" setzte die Wirtstochter hinzu. „Wenn er schon funfzehn Stunden gearbeitet hat, springt er immer noch uf eenen Wink von mir!"

* *

*

Als ich am andern Morgen früh in die kühle Herbstluft hinauswanderte, stand Josef in Hemdsärmeln jenseits der Straße auf einem großen Dunghaufen, während die Wirtstochter mit losen Haaren, die sie kämmend über die halbentblößte Schulter hielt, aus einem Giebelfenster zu ihm hinüber schaute. Er lud bereits den zweiten Wagen voll.

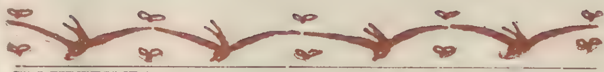


Über den frisch sprießenden Saaten ging eben der feurige Sonnenball auf und kämpfte mit den wallenden, weißen Nebelschleiern.

Josef sang ein polnisches Lied, dessen weiche, wehmütige Töne ich noch hörte, als ich schon außerhalb des Dorfes war.



Der Verkommene



Ich ging schon lange auf der geraden Chaussee, die sich weit vor mir in die Ferne zog: ein langer, sich verengender Streifen zwischen niedrigen, jungen Kiefern — ganz hinten vereinte sich der gelblich-graue Himmel mit der Straße — alles ermüdend, ermattend.

Es war feucht und still; ich hörte nur das Knirschen neiner Schritte. — Einzelne spärliche Tropfen fielen langsam hernieder in den weißen Staub des Weges. Es war, als wollte der Himmel weinen über das große Vergehen und Auflösen.

Endlich kam ich an eine Lichtung. Umgepflügte Äcker umgaben rohrbedeckte Häuser, die zwischen entblättertem Strauchwerk nicht weit vom Wege lagen. Ich hielt einen Augenblick inne. Da hörte ich, wie mir jemand zurief:

„Bruder, wart'! Ich komme mit!"

Und nun gewahrte ich einen Mann am Boden der halb versteckt hinter einem Busche lag.



Er erhob sich und schloß sich mir an. Beim ersten Hause des nächsten Dorfes, das wir bald darauf erreichten, sagte er:

„Wenn Du Geld hast — wie ist's, gehen wir ins Wirtshaus? — Bist zwar auch ein Landstreicher; aber gegen mich siehst Du vermögend aus. Schau mich an — was bin ich für 'n feiner Kerl!"

Mein Begleiter mochte etwa fünfunddreißig Jahre alt sein, er hatte aber in seinem Gesicht einen Ausdruck, der ihn viel älter erscheinen ließ. Seine eingefallenen Wangen bedeckte ein verwitterter, ungleicher Bart. Auf dem Kopfe trug er einen gebrochenen Filzhut, und um die dürren Glieder hing ein graugrüner Anzug, an dem die meisten Knöpfe fehlten; am Halse sah ein schmutziges Wollhemd hervor.

„Na, gefall' ich Dir?" meinte er, „dann komm!"

Wir gingen in das einzige Wirtshaus des Ortes und ließen uns dort von der Wirtin Bier geben. Sie blieb hinter dem Schenktisch stehen, um ihre Waren zu behüten.

Mein neuer Genosse trank sein Glas aus, ohne zu sprechen; er summte nur einige seltsame, veraltete Melodieen.

Erst als wir wieder draußen waren, sagte er:



„Sag' mal, Du bist kein rechter Stromer?"

„Nein, ich will sobald wie möglich wieder in Stellung — ich bin Goldschmied."

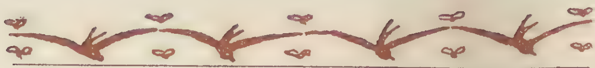
„So?!" meinte er; „und dann walzst Du?"

„Na, ich will mir auch die Natur mal ein bißchen besehen und frische Luft atmen."

„Also bist Du ein poetisches Gemüt!" Er lachte: „Na, Bruder bleib' nur so — Du machst mir Freude, Du fühlst Dich noch nicht überflüssig in dieser Welt?"

Als ich verneinte, klopfte er mir auf die Schulter: „Du gefällst mir, Goldschmied."

Um unseren Weg zu kürzen, gingen wir durch ein sumpfiges Buschwerk, immer von Strauch zu Strauch springend. Dann ging es noch einen sandigen, distelbewachsenen Hügel hinauf — und vor uns lag weites, kahles Land, das nur von wenigen schnurgeraden Wegen durchzogen wurde. In der Ferne röteten sich die grauen Wolken; ein leichter Abendwind trieb sie ein wenig auseinander, sodaß die Sonne ihre Strahlen hindurchklemmen konnte, um einen kleinen Fleck Helligkeit auf die Erde zu werfen. Dieser Fleck Sonnenschein lief rasch über die Felder, bis er erblaßte und alles grau wurde.



Wir hatten uns auf zwei Feldsteine gesetzt.

Plötzlich gewahrte ich, wie meinem Begleiter zwei dicke Thränen über die faltigen Wangen herabliefen. Ich wagte nicht, zu sprechen.

Plötzlich sagte er:

„Bleiben Sie noch einen Augenblick. Ich muß mich doch einmal aussprechen — — Ich bin schon sechs Jahre unterwegs und habe nie die Einsamkeit empfunden — aber jetzt... Es kommen doch Augenblicke, wo man sich mitteilen muß. Man eröffnet sich dann dem ersten, vielleicht schlechten Menschen — Aber Sie sehen nicht so aus, als würden Sie darüber lachen."

Damit zog er ein schmieriges Papierbündel aus seiner Brusttasche, faltete es auseinander und gab mir die Blätter:

„Da, lesen Sie."

Ich setzte mich so, daß das letzte Licht darauf fiel und las:

Aus meinem 28. Jahre.

Den 12. März: Nun bin ich ein ganz Einsamer. Ich habe Freund Otto geschrieben, daß ich ihn nicht mehr sehen will. Er hat sich hinter meinem Rücken über mich geäußert — nicht bösartig. Aber ungeschickte Freunde schaden uns mehr,



als unsere Feinde. — Mir wäre es lieb, die Menschen hätten mich schon vergessen, ihr Mitleid tötet mich. — Besonders Ida. Ich muß mich ja verachten, wenn sie mich bemitleidet. Und dann ist ihr Mitleid ja doch nur Hochmut.

Den 14. März: Gestern war ich wieder bei ihr. Ich verachte sie, wie sie mich verachtet, und doch — Wenn sie in ihrer Unschuld so zärtlich und zutraulich ist, kann man ihr nicht zürnen — so lange man bei ihr ist.

Da war noch ein anderer junger Musiker bei ihr, dem vorläufig die Kunst noch alles ist. Sie war auch zu ihm freundlich und entgegenkommend. Der Mann beachtet sie gar nicht und sie drängt sich ihm auf. Es ist dasselbe Spiel zwischen den beiden, das sie mir so oft vorgeworfen hat. — Ob sie ihn liebt? — Es wäre der Fünfte in einem Jahre.

Den 16. März: Gestern habe ich den Musiker, meinen Kollegen, näher kennen gelernt. Er ist ein sogenannter guter Mensch. Diese guten Menschen sind mir herzlich verhaßt, denn sie sind in ihrer Thorheit schurkischer als die andern... Wenn er Ida unglücklich macht — und das wird er — so macht er das ohne böse Absicht, ohne darüber nachzudenken.



Den 17. März, morgens: Nun gehe ich im Zimmer auf und ab, um mich warm zu laufen. Heizen lassen kann ich nicht, und mein Stubengenosse thut es ebensowenig, weil er den ganzen Tag in der Fabrik ist. Aber er kann sich doch wenigstens satt essen — ich könnte es auch, wenn ich mein Brotstudium, die Theologie, wieder aufnehmen würde. Doch dann hätte ich zu viel Muße zum Denken, und darüber würde ich verrückt werden. Immer nur an ein und dasselbe zu denken, immer an dies Mädchen — — — Nein, es ist besser so. Da muß ich doch nach neuen Melodieen grübeln, um mir eine Zukunft zu schaffen. Ja, meine Zukunft. — Für sie will ich arbeiten.

Nachts: Sechs Stunden habe ich gearbeitet. Dann ging ich ins Wirtshaus. Das heißt, es ist ein Kellerlokal. Wenn ich dort in dem Faulgeruch von verschüttetem Bier und dem Dunst von Schnaps und Eßwaren aufspiele, habe ich immer mein warmes Abendbrot. Die Gäste, schmutzige, wüste Gesellen, erzählten von einem Hungersgenossen, der in seiner Raserei das Schaufenster eines Bäckerladens zertrümmert hat — der Tropf! Ich hätte mich an seiner Stelle aus einem solchen Leben fortgehungert. Nun hat er ein warmes Obdach und

braucht nicht mehr zu hungern — aber ich bin doch noch besser daran! Ich gehe durch die Straßen und freue mich, wenn ich Unglück sehe. Diese Freude ist wirklich nicht schlecht von mir. Wenn ich mich nämlich allein unglücklich fühlen müßte, hätte ich Lust, mich bestialisch zu vergehen. Dann möchte ich die ganze Welt in meine Arme nehmen und erwürgen.

Ich werde Ida die Symphonie vorspielen. Ob sie dann wohl mein Talent anerkennt? — Weil ich in der Liebe nicht befriedigt werde, suche ich Befriedigung im Ehrgeiz. Sonst wäre ich vielleicht schon der ehrsamste Gute-Bürger und Hausvater.

Den 9. April: Ich habe soeben Ida die Symphonie vorgespielt. Sie sagte, indem sie mit ihrer Hand von links oben nach rechts unten durch die Luft strich:

„Es ist nichts; es ist wirklich nicht bedeutend!"

Müritz, mein Kollege, der auch wieder bei ihr war, kam zu mir und sagte: „Ich danke Ihnen für den Genuß!" — — Ja, das war mein Kollege, der so urteilte; aber dennoch hätte ich es lieber von ihr gehört. — Wie heiß mir wieder in ihrer Nähe wurde! Ich weiß, wenn ich sie einmal in meinen Armen halte, dann muß sie mir ganz gehören.



Den 26. April. Gegen Morgen. Mir wallt das Blut; in allen Adern siedet es heiß und trocken … Ich habe ein Weib umarmt, ein Weib, das ich hasse. Es ist Idas Freundin, Grete. Ich traf sie gegen Abend an dem Denkmal im Park. Leichte Frühlingsröte lag zwischen den sprießenden Knospen. Die Natur atmete Werden — Liebe — Erschaffen. Ich ging draußen spazieren, um mich an der frischen, geschwängerten Luft satt zu trinken. Beim Denkmal wurde ich angerufen, und lächelnd stand dieses Mädchen — dieses Weib — vor mir. Ich wollte an ihr vorübereilen, doch sie schloß sich mir an. Sie plauderte von der feuchten, warmen Luft, von dem bunten Himmel — daß man im Frühling wieder auflebe — alle die alten Gedanken. Und doch klangen sie neu — weil ein Mensch mit einem heißen Verlangen sie aussprach. — Wir bogen in einen Seitenpfad — die rötlich-grünen Wolken wurden schwarz und erblaßten; es wurde dunkel unter den Bäumen. — Plötzlich hatte ich ihren Arm in dem meinen, den sie an ihre heiße Brust drückte. Sie erzählte mir, daß ihr Geliebter sie verlassen — lange schon; aber daß sie ihn nun vergessen wolle — es wäre ja Frühling … „Nicht wahr? Im Frühling, da dürfen wir gesund werden?"

So erzählte sie, während wir langsam weiterschritten. Es wurde dunkler. Ich fühlte, wie das lebenverlangende Weib mich weich machte. Der Erdduft des erwachenden Frühlings, das geheimnisvolle Drängen der Natur nach Leben und Werden ... plötzlich hatte ich sie umschlungen und meinen Mund auf ihre heißen Lippen gedrückt. In stummem Selbstvergessen preßten wir uns aneinander. Dann schritten wir zu ihrer Wohnung ...

Eben erst komme ich von ihr zurück. Wenn ich jetzt Ida hier hätte, würde ich sie in rasender Lust an mich pressen bis zum Ersticken. Ich glaube, in mir schlummert eine übervolle Leidenschaft, die mich verzehrt.

Den 3. Mai: Nun sehe ich im Weib nicht mehr den Menschen, sondern nur noch das Weib. Alle Weiber sind für mich nur noch eines, das ich im Sinnenrausch an mich pressen möchte, um aus diesem köstlichen Lebensbecher Selbstvergessenheit zu trinken.

Den 29. Mai: Übermorgen muß ich die Miete bezahlen und habe doch noch nichts von meinen Arbeiten verkauft. O, es ist eine Freude, so von Straße zu Straße und von Verleger zu Verleger zu laufen! Da sitzen diese Herren in ihrem Zimmer,



wohlgenährt und warm gekleidet. — Morgen, m o r g e n soll ich von einem Nachricht bekommen.

Unterwegs traf ich einen Bekannten, Redakteur K.; der kann in einem Atem eine Theaterkritik, einen Ballbericht, ein Feuilleton, eine Reklame-Biographie und noch vieles andere schreiben. Wenn ich doch auch meinen Geist wie einen wohldressierten Cirkusgaul am Zügel führen könnte!

D e n 4. J u n i: Der Verleger nimmt alle meine Arbeiten; gestern habe ich endlich Bescheid bekommen. Er zahlt auch ganz gut. Ich werde Grete in die Sommerfrische schicken. Sie sieht zwar gar nicht mehr so unansehnlich aus wie früher; sie ist aufgeblüht — — Was wohl ihre Freundin Ida dazu sagen würde? Wir trafen uns neulich bei ihr. Sie merkte nichts.

D e n 10. J u n i: Grete ist hinausgezogen; Ida hat sie sogleich besucht. Sie wunderte sich nicht wenig, als wir uns draußen trafen. Diese beiden nebeneinander — die eine scheinbar klug und kalt, dabei aber rücksichtslos sinnlich — die andere scheinbar sinnlich, aber kalt. — Ob Du auch wohl k l u g bist, kleine Ida? Sie ärgert sich immer, wenn wir sie die „Kleine“ nennen. Sie wäre doch schon zwanzig Jahre — — —



Den 17. Juni: Trotzdem ich jeden Abend zu Grete hinausfahre, muß ich doch auch vorher Ida gesehen haben. Was das nur ist? — Die eine befriedigt mich durch Hingabe, die andere reizt mich durch ihre Zurückhaltung und Verachtung. Beide regen mich zum Schaffen an — Ida zu bedeutenderem.

Der Müritz ist auch stets bei Ida anzutreffen. Er ist ein rechter Kompromißmensch. Alle diese Masken kommen vorwärts mit ihrem praktischen, vernunftgemäßen Handeln. Was macht es, daß sie rückgratlos sind? Sie lachen uns mit ihren Erfolgen aus, während wir die Kunst vorwärts bringen wollen, Erfinder sein wollen... Schweig stille, mein Herze!

Den 22. Juni: Ich kann kaum noch von Grete fort. Mir ist so leicht, so frei, wenn ich neben ihr im dürren Grase liege und über uns die weißen Wolken hinziehen. Dann kann ich schlafen. Aber die Nächte sind so aufregend und so schwül — es ist ein so sonderbarer Dunst von Reifem in der Luft, der das Blut gären macht... Grete wird immer reizvoller, edler, ihre Augen fangen an Glanz zu bekommen.

Aber ich weiß nicht, was das ist: ich habe keine



Ruhe mehr bei ihr; ich muß heute noch Ida sehen. — —

Eben habe ich diese Blätter durchgelesen. Was sie enthalten, kommt mir so fremd vor, ich begreife mich selbst nicht, wie ich sie so betrügen kann. Einen anderen Menschen würde ich deswegen verurteilen. — Aber kann man schuldig sein, wenn man sich nicht schuldig fühlt? ...

Was nur aus mir und Grete werden soll? Heiraten kann ich sie ja doch nicht.

Den 2. September: Ich weiß nicht, was das ist; ich fühle mich so lahm in meinen Ideen. Es will nicht mehr mit dem alten Feuer vorwärts. Ich ging zu Ida. Als ich von meinen Erfolgen sprach, nannte sie mich eitel. Sie hat recht; aber meine Eitelkeit ist nur verloren gegangenes Selbstbewußtsein. — Wie kokett sie heute war! Sie hat sich wirklich mehr mit mir, als mit Müritz beschäftigt.

Den 6. September: In vier Wochen soll meine Symphonie aufgeführt werden. Ida kam mir entgegen und sagte: „Sie sind doch ein tüchtiger Mensch!" — Ich belüge sie alle beide. Ida glaubt, ihr gehörten noch alle meine reinen Empfindungen, und Grete glaubt, sie besitze mich allein.

Wie leer und matt ich mich fühle! Ich bringe nichts mehr fertig, ich habe keine Begeisterung mehr. Keine halbe Seite schreibe ich den Tag über. — Ist das Ganze fertig, fehlt ihm die einheitliche Stimmung.

Den 20. September: Ich kann jetzt nichts mehr komponieren, aber nach der Aufführung der Symphonie wird es schon wieder gehen. Daß ich mich auch so sehr an Grete gewöhnt habe! Alle Abende muß ich sie sehen, um dann am nächsten Tage zu Ida zu gehen. Sie drückt mir jetzt beim Abschied immer so lange die Hand, sie ist so nachgiebig geworden — aber ich vermag es nicht, sie zu umarmen.

Den 5. Oktober: Gestern war die Aufführung meiner Symphonie. Ein Erfolg! Die Zeitungen sagen: „Kein Meisterwerk, aber alles ist von dem Künstler zu erhoffen."

Und dann Ida! Sie stand in der Garderobe und reichte mir stumm die Hände. Wir fielen uns förmlich in die Arme. Heimlich stahlen wir uns fort von all den gleichgültigen Beifallsbezeugungen, sie begleitete mich — — —

Und heute früh war auch Grete bei mir. Ich jagte sie nicht weg. Ich war auch, mit aller Ge-



walt, lieb zu ihr. Sie hätte beinahe noch Ida getroffen.

Jetzt bin ich aber so ohnmächtig, daß mir ist, als fühlte ich den Tod in mir. Ich habe die Überzeugung, daß ich nichts mehr schaffen kann; denn ich empfinde keine Sehnsucht, kein Verlangen mehr ... Was soll das werden? Ich muß doch nun Ida heiraten, und Grete muß ich fortschicken in eine andere Stadt. Wie finde ich nur heraus? Wo ist ein Weg? Es ist mir alles so gleichgültig, so überdrüssig ... Am liebsten möchte ich das garnicht mehr sehen und hören ...

Den 6. Oktober: Der Arzt war bei mir. Er sagte, meine Nerven und meine Lebenssäfte wären stark verbraucht. Er sah mich so sonderbar an. — — Ich aber weiß, daß ich der Welt nichts mehr geben werde. Ich werde nie mehr arbeiten können. — —

* *
*

Mit Mühe hatte ich das Letzte gelesen; es war schon finster geworden. Im Buschwerk hinter uns raschelte ein feiner Regen in den dürren Blättern. Ich wollte die Aufzeichnungen meinem neuen Kameraden zurückgeben.



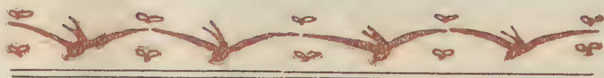
Er wehrte ab: „Behalten Sie nur! Ich will nichts mehr davon wissen. Für mich ist alles vorbei; ich kann nicht mehr arbeiten, nichts mehr schaffen — ich gehe ins Ungewisse. — Ein Mensch, wie ich, sollte sich aus der Welt wegstehlen — aber ich bin zu feige."

Wir gingen die Chaussee hinunter nach der Stadt zu, wo die Feuchtigkeit den Rauch niederdrückte. Hier und da tauchte aus den Häusern ein Lichtschein auf.

Die Holzarbeiter, die bei einer großen, gefällten Pappel am Wege standen, zogen ihre Röcke über zur Heimkehr, und holten ihre Kaffeekannen hinter den Bäumen hervor. Sie sahen uns verwundert nach, weil wir stumm vorübergingen — — —



Menschen vom Wege



„Ach, weißt Du — einmal — — einmal möcht' ich doch auch mal so leben wie ein Mensch!"

Sie saßen am Wasser und ließen die Füße hineinhängen, damit ihnen die Nässe die Hitze und die wunden Stellen mildere, damit die abendliche Kühle der Wellen ihre Schmerzen lindere. Die alten, schiefgetretenen, brüchigen und vom Chausseestaub grau überzogenen Stiefel lagen wie Reste eines Wrackes neben ihnen im Grase. In dem Schatten, den die hinter ihnen sich dehnende Schonung über das Ufer und über den Fluß warf, reckten sich Richard und sein Freund, der Rollfritz. Aus der Ferne, vom andern Ufer, konnte man sie für zwei faulende Weidenstümpfe halten — so ließen sie ihre Köpfe, ihre Schultern vornüber hängen — ganz voll Behagen, ganz voll Genuß über die endlich erlangte Ruhe und über die Frische, die vom Wasser aus durch die Füße geleitet, ihren ganzen Körper durchdrang.



Sie sannen vor sich hin. Ermattet, schlaff. Vor ihnen lag das ruhig sich abwärts wälzende Wasser. An den steilen Stämmen der Kiefern, die jenseits aus graugrünem Boden ragten, glühte das letzte Rot der untergehenden Sonne, daß sie aussahen wie grelle Flammen. Die düstern Wipfel lagen über ihnen wie drückende Rauchwolken, die sich schwerfällig dahindrängen; hinter ihnen dunkelte der Himmel — von hellem Blaugrau bis in tiefes Schwarz, das sich in der Ferne verlor.

Dort, wo die Kiefern ein Stück vom Ufer zurücksprangen, grünte eine sumpfige Wiese, aus der sich hier und da Gestrüpp ballte — rundliche Klumpen.

Weiter hin öffnete sich das Ufer. Da ging es hinaus in den seeartigen Nebenarm. Von dort her kamen ab und zu Ruderboote mit flinkem Taktschlag vorüber. Die Männer in bunten, hellen Wolljacken; die Frauen leicht, luftig, knapp und frisch gekleidet.

Rollfritz folgte so einem Boot mit brennenden Augen. Das Mädchen ließ die Rechte ins Wasser hängen und sah immer geradeaus — dem Ruderer ins Gesicht. Das Kleid des Mädchens war einfach gearbeitet, aber aus feinster, schillernder Seide. Der Ruderer trug einen Ring am Finger, dessen Edelstein bei manchen Bewegungen regelmäßig



blitzte. Das Boot, aus Mahagoni-Holz, glänzte wie Bronze. Mit scharfer Spitze zerschnitt es die Wellen, als ob es über die ohnmächtige Kraft der zusammenhanglosen Gebilde höhne.

Als das Boot so weit hinweg war, daß die Beiden am Ufer nur noch den schmalen Rücken des Mädchens und das dunkle Haar unter dem weißen Hut sehen konnten, wiederholte Rollfritz seine Worte — leiser — aber ungeduldiger:

„Ja — einmal, einmal möchte ich doch auch mal so leben wie ein Mensch!“

Richard lächelte — trübe — halb höhnisch, halb bedauernd. Nach einer Weile sagte er — mit zuckenden Mundwinkeln:

„Wie ein Mensch! ... Was meinst Du — wie ein Mensch?!“

„Na“ — Rollfritz zögerte — „na — nicht immer so bloß Brotkanten — und Mittagsabfälle — Knochen und Reste ...“

Plötzlich brach er finster heraus:

„Mal so recht aus dem Vollen heraus! Nichts Gebetteltes, nichts Übriggebliebenes und Geschenktes. Mal — mal — na, Du weißt schon!“

„Ach, ich — ich weiß nichts — woher soll ich was wissen? ... Woher soll ich wissen, was Du



meinst? Ist Dein Schädel offen, daß man drin lesen könnte?... Und wenn er offen wäre —"

Richard machte eine wegwerfende Gebärde mit der Rechten während er sich zur Seite auf die Linke stützte — „wenn er offen wäre — entziffern kann man den Bregen noch nicht. Soweit sind wir ja noch nicht... Ist das nicht komisch: Da steht nun in unserm Kopf das alles da, das Wasser, die Bäume, die Wiese — Boote — na, alles steht nu in unserm Kopf in seiner ganzen richtigen Größe. Und nicht bloß das! Alles, was wir bisher gesehen haben, steht da drin in der kleinen Hirnschale. Man denkt es sich so groß, wie es in Wirklichkeit ist. Und dazu ist noch alles, was man gelesen hat, dabei. In diesem kleinen Räumchen — ist das nicht fast lächerlich? In diesem kleinen Dings?!"

Er war erregt und umspann mit den Fingern seinen kahlen Schädel, der sich hoch am Kopf wölbte. Nur unten, hinter den Ohren, umkränzten ihn wenige Haare. Wie ein zerzauster Kranz fielen sie bis auf die Schulter. Ein des Haarschneidens Unkundiger hatte sie gestutzt. Glatt, aber ohne Übergang. Ganz nach Landstreicherart.

In dem Nachbarfluß zog ein Kahn dahin. Die Segel glänzten wie die aufgeschlagenen Flügel eines



Riesenschwans. Der Schiffer am Steuer stand bewegungslos gegen den Himmel.

Richard starrte das treibende Fahrzeug an. Es war, als beruhige ihn das stille, lautlose gleichmäßige Vorwärtsstreben. Als ströme es Ruhe und Vornehmheit aus — die sich ihm mitteilten.

Leise, in entschuldigendem Ton meinte er, immer noch mit den Augen den Kahn verfolgend:

„Nu — ja, das stimmt schon, man kann keinem unter die Schädeldecke sehen. Es wäre auch nicht schön... Aber deswegen — Dir habe ich es ja auch gleich angeseh'n, daß Du mal so — so was Besonderes wolltest, daß Du überhaupt noch was wolltest. Hä — darüber — darüber kommt man weg... Was wollen!? — — Ach, man ist zuletzt zufrieden, wenn man so dahintreiben kann wie der Kahn da drüben. Ohne Sturm. Ohne Hast und ohne Wunsch.

„Ja, das habe ich Dir gleich angesehen. — Na, da ist nichts zu bessern, nichts zu ändern... Geh — erlebe was, sei mal ein — Mensch!"

Er hatte sich wieder in seine verächtliche Stimmung hineingeredet, doch war sein Ton nicht mehr ganz so herb, mehr müde und gleichgültiger — aber auch mehr voll Schmerz.



Rollfritz war etwas erschreckt gewesen über Richards Erregtheit und verweisende Art. Bisher hatte er nur Liebe und Freundlichkeit von dem Alten erfahren. Bisher hatte der Alte ihm sein jetziges Leben erleichtert und ihn manches gelehrt, was von Nutzen war.

Sie hatten sich mal in einer Penne kennen gelernt. Einem andern Fechtbruder fehlten des Abends noch einige Pfennige zum Schlafgeld. Er stand hilflos mit abgenommener Mütze unter der schwelenden Petroleumlampe dem Wirt gegenüber, der die offene Hand hinhielt:

„Schlummerpech! Schlummerpech!"

„Ja, Vater — es reicht nicht — das fehlende bringe ich morgen früh."

„Darauf kann ich mich nicht verlassen. So haben schon viele gesagt! Nee —"

Da trat Rollfritz auf den Wirt zu und drückte dem was in die Hand: „Für den da."

Was dem Alten hierbei so gefallen, war nicht das Mitleid für den andern, sondern die Verachtung des Besitzes, des Geldes, die sich in der Gebärde des Rollfritz ausgedrückt.

Und nun — wollte der — auch mal so leben wie ein Mensch! . . .



Rollfritz merkte, daß er seinen Freund gekränkt hatte. Es war sonst nicht seine Art, auf jemand Rücksicht zu nehmen. Das hatte er wenigstens unter seinesgleichen als Landstreicher nicht nötig gehabt. Aber sein Verhältnis zu Richard war doch ein inniges geworden durch die vielen gemeinsam verlebten Wanderungen und Streifzüge, durch die gegenseitigen Gefälligkeiten, die das mit sich gebracht.

Und nun wollte er einlenken, erklären:

„Na — ja — sieh mal, wenn man nun noch jung ist ... Du — Du hast schon alles hinter Dir — —“

„Ja — habe schon alles hinter mir!“ lachte grimmig der Alte und fuhr sich hastig mit den Fingern durch den Bart. Dann zog er seine Beine an, trocknete die Füße mit seinem roten, verblaßten Taschentuch und sprach weiter, indem er sich die Stiefel wieder überzog:

„Alles — kann ich Dir sagen. Alles ... Ich möchte wohl wissen, was ich nicht erlebt hätte — was eben so ein Mensch — im allgemeinen — erleben kann ...

„Als junger Mensch—na, da habe ich gearbeitet. Mädchen mocht' ich wohl auch. Aber ich verstand es nicht, sie zu nehmen. So was Gewisses fehlte mir. Die Sicherheit — ja, die kriegt man bloß, wenn man



gleichgültig ist gegen das, was so einem Mädel geschehen kann. Das kam bei mir erst, als sich die, auf die ich es abgesehen hatte, wegwarf an einen, der sie bloß so — zur Unterhaltung brauchte — den nicht ein einziges inneres Gefühl zu den Weibern hinzog. Der nicht mal den gewaltigen Drang hatte, von einer zur andern zu laufen — um sie alle kennen zu lernen; na, um mit allen was zu erleben. Er war eben bei allen und doch bei keiner.

„Von nun ab war ich auch bei allen—aber auch stets bei jeder einzelnen — ich kann dir sagen, mit allen Fasern.

„Schließlich hatte ich mir was geschafft. Ich konnte heiraten. Dann gab's auch Kinder. Und was man nu mit denen durchmachen kann, habe ich ehrlich durchgemacht. Krankheit, Sterben, Verlassen, Dummheiten — na, alles ... Wir lebten ganz gut. Wir hatten eigene Häuser, Pferde, Wagen — machten Reisen, besuchten Theater, Konzerte. Kluge Köpfe waren bei uns zu Tisch — kluge Köpfe. Künstler, Gelehrte und was so drum und dran hängt. Ja — es war garnicht so übel. Ganz lebendig war's, ganz lebendig.

„Und dann starb meine Alte.

„Da wurd's auf 'ne Weile ganz still.



„Bis ich meine zweite Frau kennen lernte. Sie war nicht viel jünger als ich. Vielleicht zehn Jahre. Das macht doch nichts, wenn der Mann fünfundvierzig ist und die Frau so fünfunddreißig. Das mußt Du doch auch sagen. Noch dazu, wenn man so kräftig ist, wie ich. Ha — bis in mein sechzigstes Jahr habe ich den Frauen was zugesetzt. Ja!"

Er lächelte triumphierend:

„Was — Du glaubst wohl nicht? Du hältst mich überhaupt erst für sechzig? — Nee, Freundchen, ich bin schon nahe an die Siebzig! ... — Ja, lange dauert's nicht mehr, dann habe ich das Wort erfüllt: Euer Leben währet siebenzig Jahre ...

„Na, über zu viel Kälte konnte sich meine Frau wirklich nicht beklagen. Und gut hatte sie es bei mir auch. Und sie schwärmte mir auch immer vor, wie glücklich ich sie machte. Das könnte gar kein anderer. Soviel Glück hätte sie sich garnicht mehr erträumt.

„Ja — die Nächte — die Nächte ...

Sie verging fast vor Wonne und Glück in meinen Armen und wollte mich nicht aus ihrem Schoß lassen.

„Und eines schönen Tages liegt sie doch mal mit einem andern zusammen — im Salon — als ich



mal vor großem Verlangen nach ihr früher als sonst nach Haus getrieben wurde.

„Da — raus mit ihr. Raus!...“

Er lachte auf:

„Meinetwegen kann so ein Weib ja machen, was sie will. Aber ich muß wissen, wie sie ist. Überhaupt — ich kann eben nicht mit so einer leben. Deswegen ist sie in meinen Augen ja nicht schlechter als so viele andere Frauen, die mit einem ungeliebten, angekuppelten Mann leben — um bloß verheiratet zu sein. Aber ich mag sie nicht mehr — — —

Ja, und nachher meinte sie noch, ich selbst hätte sie dazu gebracht — mit meiner maßlosen Hitze. Ich hätte sie so leicht erregbar gemacht, daß sie sich keinem Manne hätte abschlagen können!“

Voll Zorn stampfte er mit den Stiefeln auf, als wenn er sie nicht auf die vom Wasser zusammengeschrumpften Füße bekommen könne.

Dann gingen beide langsam, ein wenig hinkend, an der Schonung entlang.

Als sie dem Zusammenfluß der beiden Wasser gegenüber waren, blieb Richard stehen:

„Weißt Du, wir haben ja noch Zeit bis zu Vater Jäckels Penne. Vor'm Schlafengehen sind wir doch noch da. Wir wollen doch hier noch 'n bischen



sitzen bleiben. Was sollen wir in der schlechten Luft."

Über das Wasser legte sich bereits ein schleierhafter Abenddunst. Die Kiefern standen in dunklem violetten Blau. Der Himmel hatte das letzte Rot aufgesogen. Grau verlief in grau.

„Ja, nu wollte ich überhaupt nichts mehr von den Weibern wissen," fuhr der Alte fort. „Ich hielt mich an die Männer, an Freunde. Einen hatte ich, mit dem verstand ich mich wunderbar. So ernst und fest war unser Zusammenleben, wie es nur zwischen Männern sein kann. Nichts Gemeines. Ohne Zärtlichkeit. Aber dafür seelisch um so inniger.

„Na — und der Schuft?

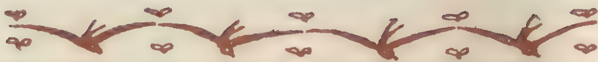
„Ich hatte für ihn gut gesagt — und mein Geld war flöten.

Er fuhr Viere lang — es gehörte ja alles seiner Frau ...

„Und ich mußte aus meinem Hause, aus meiner Wohnung.

— — — — — — — — — — — — —

„Ich kann Dir sagen, es ist wirklich das Beste, man hängt sich an niemand und an nichts, an nichts ... Man verachtet jeden Besitz, jedes Gefühl. Gleichgültig sein, gleichgültig — das ist das beste



Leben. Da kann einem nichts weh thun... Und es gehört einem ja schließlich doch alles. Wenn ich mir einen schönen Garten betrachte, genieße ich ihn da nicht ebenso wie sein Besitzer? Kann der mehr, als ihn besehen?... Und wenn ich schöne Häuser sehe — die gehören mir ebenso gut wie dem Wirt. Ich nehme sie in mich auf. Sie erstehen in meinem Hirn — sind also mein. Und Wald und Feld — und schöne Statuen — und Bilder — ja — auch schöne Frauen! Ja, denkst Du denn, wenn ich so ein Weib sehe, ich genieße sie nicht auch? Kleider — schön! Aber die können mir nichts verhüllen. Nichts! Na — und da habe ich sie also ganz in mich aufgenommen. Und was ich sonst nicht darf — daß ich nicht befehlen darf: hier wird das gebaut, hier das gesäet, dort das geschossen — und das Weib umarmt mich, das küßt mich — Kind — darüber bin ich lange hinaus. Das ist das Wenigste am Besitz.

„Und das habe ich auch. Das habe ich auch! Alles hier, hier!"

Er umspann wieder seinen Schädel und kniff die Augen und den Mund zusammen, wie wenn er berauscht sei vom Genießen.

„Ja — was uns nicht zum Bewußtsein kommt



vom Genuß — das haben wir nicht genossen... Und das Bewußtsein sitzt hier!"

Mit dem gebogenen Knöchel des Zeigefingers klopfte er sich auf die Hirnschale.

Sie blieben noch lange sitzen.

Die Nacht kam langsam, langsam mit ihrem dunklen, geheimnisvollen Schleier über das Wasser. Die Luft war erfüllt von feuchter Finsternis.

Die beiden saßen immer noch still und stumm und starrten hinaus und lauschten auf die Töne, die ihnen das plätschernde Wasser und der Nebel zutrugen.

Plötzlich sprang Rollfritz auf:

„Ich will's doch wenigstens durchgemacht haben! Und wenn Du auch Recht hast, wenn sie auch alle schlecht und gemein sind. Aber mal will ich doch auch so leben wie ein Mensch!"

Er lief wie gejagt in die Schonung hinein.

Richard lachte grell und spöttisch.

Nach einer kurzen Zeit, als das Krachen der von Rollfritzens Füßen zertretenen Zweige immer weiter sich entfernte und schwächer wurde, stand er auf und ging ihm nach. Er mußte sich vorsichtig vorwärts tasten in der Finsternis der dichten Schonung. Die mondlose Nacht ließ hier nichts erkennen. Die



dichten Zweige bog er auseinander. Hinter ihm schlugen sie zusammen.

*   *
*

Der Wirt hatte im Warteraum das Schlafgeld einkassiert und ging langsam über den Hof. Leise pfiff er vor sich hin, die Hände in den Hosentaschen, die blaue Schürze hochgeschlagen. Er strich an dem Schweinekoben vorüber, in dem die Borstentiere gierig knurschten und schlangen. Dann blieb er vor der offenen Thür des Pferdestalles stehen, aus dem ein matter Laternenschein in die Finsternis des Hofes fiel.

Darauf schritt er an der Rückseite des Vorderhauses entlang. Die Holzläden waren alle dicht vor den Fenstern geschlossen. Aber das Stimmengewirr der Gäste drang doch leise hindurch.

Das Gesicht des Wirtes wurde immer befriedigter, gesättigter.

Als er noch einmal sich nach dem Hinterhaus wandte, dessen zerbrochene Fensterscheiben durch alte, schmutzige Kistenbretter ersetzt waren, die hier und da einen Spalt frei ließen, erreichte seine Befriedi-



gung ihre Höhe. Er strich sich mit dem feisten Rücken seiner Linken den stoppeligen Schnurrbart aus dem Mund.

Im nächsten Augenblick aber erschrak er und blieb stehen: den linken Arm erhoben, die Hand vor dem Gesicht.

Fast lautlos hatte sich ihm ein Mann genähert, ein Mann, der barfuß lief. Die Augen des Mannes glühten so merkwürdig — der Wirt dachte nur daran, daß er soeben das Schlafgeld einkassiert hatte und es noch in der Tasche bei sich trug. Im Nu stiegen alle möglichen Befürchtungen in ihm auf. Ja, ja, seine Frau hatte ja schon immer gezankt, daß er mit dem Geld erst noch so lange auf dem Hofe herumspazierte — im Dunkeln — wenn niemand auf ihn achten konnte, wenn alles nur mit dem Geschäft zu thun hatte.

Dieser Kerl da — der konnte ihm ja gleich an die Gurgel springen. Wie sollte da irgend jemand etwas merken? Wer sollte ihm da zu Hilfe kommen?

Nein — diese Angewohnheit — abends herumzubummeln und sich seines Besitzes zu freuen... Ja, die konnte ihm nun das Leben kosten.

Er wollte den Mann anrufen — während ihm



diese Gedanken wie ein Lichtblitz durch das Hirn grellten.

Er wollte schreien.

Aber es kam nur ein gedämpftes, hilfloses:

„Was — wollen — — Sie?"

„Ach, — Herr — Vater — Herr Jäckel — — wenn Sie wollten" —

Jetzt erst erkannte der Wirt, daß der Mann nur in Hemd und Hose vor ihm stand, daß er seinen Rücken demutvoll beugte.

„Was?!" barsch richtete er sich auf.

So — so, also betteln wollte der nur. Ja, ja, diese Herumstrolcher, die waren viel zu waschlappig — die wagten sich ja nicht an einen solchen Mann heran, wie an ihn, den Wirt. Ja, das wußte er nun schon. Daran hatte er ja nie gezweifelt.

Und weil er sich so sicher, so überlegen fühlte, ging er nachlässig auf die Thür des Vorderhauses zu — nur immer mit dem Rücken gegen die Wand, nur den Landstreicher fest im Auge behaltend und jede seiner Bewegungen beobachtend.

Der folgte ihm. Es war, wie wenn der Wirt ihn mit magnetischer Kraft hinter sich her ziehe. Der Blick seiner tief in den Höhlen glänzenden



Augen blieb unverwandt an ihm hängen. Unablässig sagte er:

„Ach — Vater — wenn Sie nur wollten — — Wenn Sie mir helfen wollten — —"

„Was — Was!" antwortete der Herbergsvater. Als er endlich die Hand auf der Klinke hatte, wurde er freundlicher:

„Ja — nu sagen Sie doch!"

„Ach — wenn Sie mich als Roller bei den Wäschern empfehlen wollten. Da vorn bei Ihnen sitzen so viel... Wenn Sie nur wollten..."

„Ja — aber warum soll ich denn gerade Sie empfehlen? Da sind doch so viele... Da ist der Willem, da ist der Linkshändige, da ist Zuckerarthur, da ist — Himmel — da sind noch so viele, die viel mehr Anrecht darauf haben. Die rollen schon Jahre hier, das wissen Sie doch?!"

„Ja — doch —"

„Ja — doch! — — Aber was denken Sie sich denn! Da kommen Sie nun daher und verlangen, ich soll die aus ihren alten, wohlverdienten Stellungen treiben! Nee — die haben es wohl besser zu erwarten als plötzlich: Da ist ein neuer Herr, der auch rollen will, der auch das schöne, sichere Geld, alle Woche drei, vier Tage gute Arbeit



— Essen und Lohn dazu — mitnehmen will!!... Überhaupt, wie kommen Sie denn in diesem Aufzug hierher? Bloß Hemd und Hose?"

„Ja — Vater — das ist so — ich lag schon oben im Bett... Eigentlich hatte ich Sie schon vorhin — als Sie kassierten — fragen wollen, ob Sie — und wenn Sie doch so gut sein wollten... Aber es ist ja auch wahr, was Sie da sagen. Das dachte ich mir nämlich auch so. Ganz genau so. Das ist ja richtig... Aber — Du einziger Himmel — ich habe ja auch schon gerollt — zur Aushilfe. Und ich versteh' es ja. Der Wäscher war eigentlich immer sehr mit mir zufrieden."

„Und warum nimmt er Sie nicht mehr?" triumphierte der Wirt.

Rollfritz war verlegen — niedergeschlagen. Er fand keine Antwort. Da — er that, als habe er die Frage garnicht gehört, sprach er, wie er es so oft gleich seinen Kameraden gethan:

„Ja, ich hatte es ja auch vorhin nicht gewagt. Aber als ich mich nu auszog — so Stück für Stück — da dacht' ich, es wäre doch zu schön, wenn ich so aus diesem Lumpenleben herauskäme. Na — Vater — ist es kein Lumpenleben?... Und da muß man doch mal heraus. Ich hab's satt. Bis



hierher —" Er fuhr sich mit dem Zeigefinger über den Mund „— wirklich, ich hab's satt! Und wenn auch der eine oder der andere einen Rolltag in der Woche verliert — die vertrinken bloß ihre paar Groschen. Und Vater — Sie können's mir glauben — ich, ich vertrinke keinen Pfennig, keinen Pfennig! Ich spare! Ja, das thu' ich! Jeden Groschen, den ich übrig habe .... Wie ich da oben war, dachte ich auch, warum sollst Du gerade vorgezogen werden? Grade Du?... Aber — ich — bei mir hat es ja auch einen Zweck. Sonst, sonst hätte ich ganz gewiß nicht gewagt, Sie zu bitten — Vater!"

Er sprach dieses „Vater" ganz kläglich und flehend.

Unterwürfig, wie ein Verurteilter vor dem Fürsten, den er um Gnade anfleht, stand er da.

Der Wirt sah nüchtern und gleichgültig auf ihn herab, wie wenn er — vielleicht — ihn erhören wolle. Nach einer kleinen Stille fragte er ganz harmlos:

„Bei wem haben Sie denn schon gerollt?"

„Bei — bei Mutter Kiekebusch."

„So — und wie oft?"

„Drei — ach nee — nee — bloß zweimal."

„Öfter nicht? Na, hören Sie mal! — Und



da sagen Sie, Sie haben schon oft gerollt?!... Und warum wollte Mutter Kiekebusch denn nichts mehr von Ihnen?"

„Ach — ich sollte ja wiederkommen. Sie war ja ganz zufrieden — Das sagte ich doch schon..."

„Und warum haben Sie denn bloß zweimal bei ihr gerollt?"

Rollfritz fand wieder keine Antwort. Er fühlte in dem Dämmerlicht die kalten, kleinen Augen des Wirtes, die aus einem blassen, gedunsenen Gesicht hervorstachen.

Und plötzlich richtete er sich mit dem ganzen Stolz seines Vagabundentums auf:

„Weil ich nicht wollte!"

„Hum — also weil der Herr nicht wollte!"

„Nein — ich hatte keine Lust, mich den ganzen Tag — von früh um sechs bis abends um elf festzuketten — in dem nassen Keller. Wenn die Sonne aufgeht, muß man rein — und wenn man herauskommt, dann ist es schon wieder stockfinster. Nee — damals wollte ich das eben nicht. Ich wollte mein eigener Herr sein! Mich nicht so knechten und schinden... Ja, und wenn ich das nu jetzt will, so — ja, so habe ich eben meine Gründe...



Und dann will ich das selbstverständlich nicht umsonst, daß Sie mir Stellen nachweisen."

„Ei — nicht umsonst! Was können Sie denn bieten, Sie —"

„Na — zehn Prozent von meiner Einnahme!"

Er stand mit geradeaus sehendem Kopfe da, die Hände über der Brust verschränkt, als habe e r jetzt zu bieten und auszuteilen.

Der Wirt übersah das. Mit gemachtem Spott, durch den schon die Berechnung über den Gewinnst klang, meinte er:

„Also zehn Prozent — sieh! Sieh!... Ja — ich weiß nicht, ob das der Mühe lohnt, die ich habe."

„Hä — meinetwegen auch fünfzehn Prozent," machte Rollfritz verächtlich.

„Ach Gott — Sie müssen nur nicht glauben, daß es mir um die paar Pfennige zu thun ist. Nee — was macht mir das?! — Aber — na — ich werde mal ein bißchen rumhorchen. Sie können ja morgen früh um halb sechs nachfragen — bei meiner Frau. Ich schlafe noch um die Zeit."

Er hatte schon die Thür geöffnet und sprach die letzten Sätze, während er sie hinter sich zuzog.

Rollfritz ging zufrieden und siegesbewußt in die Herberge zurück. An der Thür des Warte-



raumes, in dem die Mittellosesten auf dem Fußboden für wenige Pfennige nächtigten, horchte er einen Augenblick. Dann tastete er sich vorsichtig die steile Stiege nach der Dachstube hinan, in der die andern ihre Betten hatten. Er schlich zu seinem Lager und wollte heimlich, unbemerkt hineinschlüpfen.

Da flüsterte sein Nachbar, der alte Richard:

„Na, gegen wieviel bist Du denn zum Judas geworden?"

Erst wollte Rollfritz nicht antworten. Dann aber überkam es ihn wie Reue. Ä — was nutzte das nu? Dem Kerl soviel gegeben? — Das war am Ende gerade das, was er sich hätte sparen können — der Überschuß.

Ekel und Verzweiflung zogen ihn herab von seiner Höhe. Was hatte er erreicht? Und wofür? Verräter! Verräter! schalt er sich. Aber im nächsten Augenblick wollte er das unterdrücken und meinte, erst müsse man an sich denken. Wer denkt denn erst an uns?

Als Richard wieder fragte:

„Na — was verlangt er denn?"

Antwortete er:

„Was?! — Fünfzehn Prozent..."



Richard kicherte in sein Bett hinein und wälzte sich vor Vergnügen.

Rollfritz konnte nicht dagegen ankämpfen. Das verhöhnende Lachen warf ihn in all sein Elend zurück. Er vermochte nicht, irgend etwas zu erwidern, als Richard meinte:

„Wie lange willst Du denn da sparen, bis Du wie ein Mensch leben kannst? Du — wie lange? Da hätt'st Du was anderes thun sollen ..."

Er schwieg.

Rollfritz grübelte vor sich hin. Was anderes! Was anderes ... Ja — aber was? — Na ja — ich kann mir's ja denken ... Aber ob er das auch meint?

So lag er in der Finsternis und starrte hinauf in die Nacht, die sich über ihm wölbte — er lag unter dem kleinen Schiebefenster.

Aber nirgends blinkte ein Stern. Nur dichte, undurchdringliche, endlose Dunkelheit.

* *
*

Nachdem er auf die Atemzüge Richards gelauscht und gemerkt hatte, daß der endlich eingeschlafen, zwang er sich auch in den Schlaf hinein.



Aber trotzdem er vor Müdigkeit nicht die Augen offen halten konnte — er fand keine erquickende Ruhe. Seine Nerven zitterten. Sein Blut pulste heiß durch die Adern. Sein Hirn arbeitete und schreckte ihn immer wieder empor.

Ob Richard wirklich das gemeint — dies andere?

Na ja, er hatte ja Recht — wer weiß, wie lange das nun dauern mochte, bis er mal wie ein Mensch leben konnte? So einen neuen Hut, neue Stiefel, neue Wäsche und weiße Kragen mit einem roten Schlips — graue Hosen und einen schwarzen Rock — dazu einen Spazierstock mit silbernem Knopf — und braune Handschuhe — und soviel Geld in der Tasche, daß man eine ganze Woche nichts zu thun braucht als nur in den besten Lokalen zu speisen, Wein zu trinken — und mit den hübschen Mädchen im Boot zu fahren ...

Hä — nu würde das wohl diesen Sommer nicht möglich sein ...

Und wenn er wirklich das andere that? Wenn sie ihn dabei abfaßten? Oder wenn sie ihn beim Verkauf des Gestohlenen — na ja, was anderes als Diebstahl konnte das doch nicht sein, was Richard meinte — wenn sie ihn erwischten? Dann



war alles hin — und ein Jahr Kittchen war ihm sicher.

Wie aber, wenn Richard etwas ganz anderes wußte, ganz etwas anderes als Diebstahl? Der war ja so welterfahren. Der hatte ja soviel durchgemacht ...

Er lauschte, ob Richard vielleicht erwache.

Zwar wußte er, daß er ihn nicht geradezu fragen konnte, was er denn eigentlich gemeint. Da hätte ihn Richard gewiß ausgelacht und verächtlich geschwiegen. Aber so heimlich, — so verblümt — ja, das mochte wohl gehen — gleich morgen früh.

Da räkelte sich der Alte. Wie aus einem schweren Traum aufwachend, stöhnte er schmerzlich und tief. Undeutlich murmelte er, das klang wie:

„Ja — ja — ich habe ja — ich bin ja der Schuldige — laß mich doch nur — laß — mich — —“

Das erschreckte den Rollfritz. Er wagte es nicht, den Alten zu stören. Und dann schämte er sich, daß er seinen Gönner, seinen Freund so behorcht. Es that ihm weh, daß der sein Leid so unbewußt, so selbstvergessen offenbarte. Am liebsten hätte er ihn beruhigt. Aber das kannte er — wenn den Alten etwas plagte, durfte ihm niemand



zu nahe kommen — oder gar trösten! Dann konnte der zornig werden — daß er auf niemand, selbst nicht auf seinen Freund Rücksicht nahm.

Und dann: der Alte mußte merken, daß Rollfritz keine Ruhe hatte, daß ihn „das andere" immer noch peinigte.

In diesem Augenblick wollte Rollfritz aber alle seine Gefühle verbergen. Nichts mehr drängte ihn zur Mitteilung.

Doch dem feinen Ohr des Alten war es nicht entgangen, daß Rollfritz nicht wie im Schlafe tief, regelmäßig atmete, daß er nur den Schlaf vortäuschte.

„Na — quält's Dich noch? — Möcht'st wohl doch rascher dazu kommen, wie ein Mensch leben zu können?... Was?"

Rollfritz hielt den Atem an. Er unterdrückte jede Bewegung. Aber der Alte ließ sich nichts vormachen. Hart und verweisend sagte er:

„Das hättest Du nun gerade nicht nötig, mich so hinters Licht führen zu wollen!... Los — was denkst Du Dir?"

„Na ja — ja," stammelte leise Rollfritz — „ich weiß doch nicht, was Du meinst mit dem ‚anderen'?"



„So — o??" Der Alte zog das Wort in die Länge, wie wenn er es sich gedacht habe, daß Rollfritz nicht fähig sei, ihn zu verstehen. Dann warf er sich auf die andere Seite, kehrte seinem Freund den Rücken zu und warf geringschätzig hin:

„Schlag' doch 'n reichen Juden tot — oder breche in die Reichsbank ein."

Ohne sich weiter um den Rollfritz zu kümmern, schnarchte er gleich darauf.

Rollfritz ward durch den brutalen Ton des Alten ernüchtert. Er sah sich, wie er den Geldschrank des Juden ausräumte und wie ihn der mit seinen gläsernen, erloschenen Augen anstarrte. Das ließ ihn zusammenschauern.

Ah — nicht das — nicht das.

Und wenn er wirklich mit dem Gelde davonkam — ob sie ihn nicht gleich faßten, wenn er dann wie ein Mensch lebte? Das müßte doch auffallen — er, der arme Landstreicher, der Bettler, nun plötzlich so wohlhabend, so im Überfluß lebend — oh — ja, im Überfluß lebend — das war das, was er wollte und wünschte.

Bah — so einen reichen Schinder totschlagen — das war schließlich sogar noch ein gutes Werk. Davor fürchtete er sich wahrhaftig nicht. Aber



etwa gefaßt werden — im Gefängnis sitzen — verurteilt werden — —

Dazu war er sich nu doch zu schade.

Um so einen Kerl brauchte man sich wirklich nicht zu haben — um so einen reichen Gauner. Wer weiß, wieviel der auf dem Gewissen hatte?

Und wenn den die Gewissensbisse nicht peinigten — dann brauchten sie ihn, den Rollfritz erst recht nicht peinigen.

Aber wozu sich der Gefahr aussetzen?

Furcht hatte er nicht.

Aber aus Klugheit mußte er ja davon zurückstehen, aus Klugheit. Wozu sich einsperren lassen? Nee — da war's schon nicht mehr weit mit dem — wie ein Mensch leben. —

Es war wirklich schon das Gescheiteste, er versuchte es mit ehrlicher Arbeit. Dann mußte ja das Leben auch ganz besonders fein schmecken. So selbsterworben und berechtigt.

Mit diesen Gedanken fand er wieder etwas Ruhe — und auch leichten Schlaf. Nur ließ ihn eines nicht zum vollen Genuß der Nachtruhe kommen: daß er die vom Wirt bestimmte Zeit versäumen könne.

Er lag im Halbschlummer, in jenem Zustand,



in dem die Erregtheit den Schlaf nicht vollkommen den Körper überwältigen läßt.

Pünktlich wach werden ... pünktlich wach werden!

Das zog ihn immer wieder empor. Immer wieder blickte er durch das Fenster, ob die Finsternis noch nicht von der nahenden Tageshelle durchbrochen werde. Die übermäßige Anstrengung der letzten Stunden, die Nichtbeachtung der Müdigkeit hatten ihn so gereizt, daß er keinen ungestörten Schlaf finden konnte.

Fortwährend zog es ihn empor. Pünktlich wach werden ... pünktlich wach werden! — Nur nicht heute, am ersten Tage zu spät kommen! Heute, wo es galt, sich hineinzudrängen in die Reihe der wohlgestellten Roller. Heute, wo er dem Wirt beweisen wollte und mußte, daß er ein Recht auf sein gutes Wort hatte. Heute, gerade heute wollte er der Pünktlichste sein.

Wenn er ein wenig eingeschlummert war, schreckte er empor:

„Pünktlich wach werden! ..."

Mit schmerzenden Augen lugte er durch die Nacht nach dem ersten blassen Morgenschimmer.

Bis ihn zuletzt die Erregtheit gleichgültig machte und er mit offenen Augen liegen blieb.



Selbst als die ersten der Schlafgenossen sich gähnend und fluchend erhoben, blieb er auf dem Rücken im Bett. Na — wenn schon dieser oder jener ihm zuvorkam — er erhielt ja doch noch eine Stelle.

Und wenn nicht? Dann eben morgen! Dann konnte er sich heute noch einmal ausruhen. Dann war er heute noch einmal ganz und gar sein eigener Herr! Und das war auch nicht zu verachten.

Da erwachte der Alte von dem Lärm, den einer machte, indem er beim Stiefelanziehen gegen die Wand stieß:

„Was soll denn das?... Laßt doch ehrliche Leute schlafen!"

Dabei fuhr er mit dem Oberkörper hoch und sah, die Fäuste aufgestützt, um sich.

„Ehrliche Leute! Seid Ihr ehrliche Leute, die Ihr dem lieben Herrgott den Tag abstiehlt?!" schrie einer der Aufgestandenen dagegen.

„Was — wer — wer stiehlt dem Herrgott den Tag ab? — Wir?... Das mußt Du mir erst mal erklären!"

„Na, das ist doch keine Art, nach fünf noch im Bett zu bleiben und dann den ganzen Tag herumzulungern."



„So — aber das ist eine Art, andern Leuten, die es nicht nötig haben, schon mit den Hühnern aus dem Nest zu kriechen — andern Leuten sag' ich — die Nachtruhe zu rauben?"

„Ach was — Nachtruhe — Ihr habt genug geschlafen. Thut ja doch nichts den lieben langen Tag!"

„Das mußt Du ja wissen!... Übrigens — wir stehlen nicht dem lieben Herrgott den Tag — Ihr, Ihr stehlt ihn! Da rennt Ihr früh, eh' die Sonne recht aufgegangen ist, schon ins Joch — und da trabt und trabt Ihr wie die Zugochsen — bis in die Nacht hinein. Dazu hat Euch der liebe Herrgott nicht den Tag gegeben — den schönen Tag. Das, was Euch der liebe Herrgott schenkt, sollt Ihr genießen und bewundern — aber nicht mißachten und mißhandeln. Und das thut Ihr! Ihr seid es, die dem lieben Herrgott den Tag abstehlen."

„Du hättest Pastor werden sollen!" meinte der andere gelassen, während er sich mit dem Handtuch die feuchten Arme trocknete. „Sprichst ganz so — so schlau."

„Das thut ja nichts — es ist eben die Wahrheit!... Siehst Du — wir, wir gehen hin und leben nur der Lobpreisung des schönen Tages —



wenn es ein schöner Tag ist. Wir empfinden das und sind auch dankbar dafür. Euch aber ist das ja ganz gleichgültig, was für ein Tag ist. Ihr seid ja vor dem schlechten Wetter geborgen ... Ihr versteht ja so etwas garnicht zu würdigen. Für Euch hat man ja bloß noch Verachtung!"

Richard spie aus, nachdem er das gesagt.

Die andern lachten halb verlegen — bis der, der schon vorhin das Wort geführt, ein blonder Mensch mit runden Schultern und glattem Gesicht, antwortete:

„Ach, das ist ja nur Neid von Dir — weil Du es nicht mehr aushältst, Dir durch regelrechte Arbeit Dein bißchen Brot zu verdienen. Bist eben schon ganz fertig — richtiger Stromer. Hast schon die Kundenkrankheit!"

„Und Ihr? — Ihr hängt noch an dem bißchen Geld, das Ihr da verdient — an dem guten Happen, den Ihr da kriegt ... Ihr seid nicht wert, daß ein richtiger Kunde mit Euch spricht!"

Er drehte sich wieder auf die Seite und schnarchte weiter.

Die andern schwiegen. Einzelne hätten wohl gern antworten mögen. Aber der Alte genoß hier eine gewisse Achtung. Er wußte für jeden einen



Rat. Manchen, der auf der äußersten Spitze der Verzweiflung war, der an ein gewaltsames Ende dieses jämmerlichen Landstreicherdaseins dachte, hatte er durch seine bissigen Reden und durch einige Ratschläge zurückgehalten. Und seine Kenntnisse und Erfahrungen schätzten sie alle.

Viele fühlten sich auch getroffen von den Worten des Alten. Ei — so unrecht hatte der nicht. Sie waren doch auch einmal stolz gewesen auf ihre Stromerei. Und nun waren sie abtrünnig geworden — — —

Sie zögerten. Die Sonne schien ihnen mit einem Male so goldig und neu, daß es ihnen eine Schande wurde, so rasch wie möglich nach den Rollkellern zu hasten.

Rollfritz war durch den Streit noch unruhiger geworden. Wirklich — das wäre nicht so übel, wenn er heute noch einmal sein eigener Herr bliebe. Sein eigener Herr ...

Ja, war man denn das nicht auch, wenn man zur Rolle ging? War es nicht sein eigener Entschluß, sein eigener Wille, sich den Tag über da hinzustellen und sich Geld zu verdienen?

Die andern Roller gingen einer nach dem andern hinaus.



Als auch die Letzten sich wuschen, packte ihn die Furcht, daß er zu spät kommen könne und ausgeschlossen werde, so heftig, daß er mit einem jähen Satz vom Lager sprang und in seine Hosen fuhr. Mit dem Ankleiden beeilte er sich derartig, daß er die andern überflügelte.

Trotz der Hast konnte er ein gelindes Angstgefühl nicht unterdrücken. Fast unausgesetzt schielte er nach dem Lager des Alten. Der würde schön lachen!

Mochte der, mochte der! Vorläufig war er, der Rollfritz, ja noch sein eigener Herr.

Und trotzig polterte er mit den Stiefeln beim Hinausgehen.

Aha — wirklich — der Alte richtete sich empor. Aber er lachte nicht. Ja, er lächelte nicht einmal.

Das verwirrte Rollfritz.

Und als er nun den halb verwunderten, halb traurigen Blick des Alten fühlte — schwindelte ihm.

Er mußte sich die Treppe hinuntertasten, um nicht zu fallen — so bedrückte ihn dieser traurige Blick, dieses Verletztsein.

Der klare Frühsonnenschein, der ihm sonst



immer die Lieder aus der Kehle gelockt, blendete ihn heute ...

* *

*

„Na — wo bleiben Sie denn!“ herrschte ihn im Gastzimmer der Wirt an. „Ich weiß nicht, ob ich noch was für Sie habe.“

Rollfritz ließ sich die Grobheit ruhig gefallen. Er war noch nicht aus dem Taumel erwacht, in den ihn die Traurigkeit des Alten gestürzt. Sonst hätte er den Kopf zurückgeworfen und sich verantwortet. Jetzt schwieg er betreten. Ah — er fühlte es, wie man sich erniedrigen mußte, wenn man Geld verdienen wollte, um einmal wie ein Mensch leben zu können ...

Als er still am Schänktisch stand, während der Wirt ein altes, fettiges Notizbuch durchblätterte, kam ein Polizist herein. Es war ein kleiner, rundlicher Mann. Die Helmkette schnitt in sein fettes Doppelkinn. Von der befriedigt umgestülpten Oberlippe ging ein scharfer, rücksichtsloser Zug gerade hinein in die vollen Backen, die, trotzdem sie frisch rasiert waren, doch schwärzlich glänzten.

Seine kleinen hellgrauen Augen blickten unruhig von einer Seite nach der andern.

„Morgen, Herr Jäckel!"

„Morgen! Morgen!"

„Na — sind wohl wieder viele da ohne richtige Papiere?"

„Ih wo — bloß der Alte —"

„Der — was sollen wir mit dem? Ins Armenhaus stecken? Kost't bloß Geld, sagt der Bürgermeister! Hä, hä! — — Aber wie ist es denn mit Ihnen? He — Ihre Papiere?"

„Ach der — der geht ja rollen — lassen Sie den nur," sagte hastig der Wirt. Er fürchtete, seine Prozente zu verlieren. Indem gab er ein paar abgerissenen, übernächtigten Kerlen, die im Warteraum geschlafen hatten, einen Wink. Sie drückten sich schleunigst an dem Beamten vorbei.

Der achtete nicht auf sie und fragte hartnäckig: „Wo rollen Sie denn?"

Rollfritz konnte nicht antworten. Er wußte ja noch garnicht, wohin ihn der Wirt schickte.

Jetzt wurde der Polizist ungeduldig:

„Na los, los! Die Papiere."

„Die Papiere habe ich, Herr Köpke. Zur Sicherheit. Sie sind in Ordnung... So, nun gehen

Sie mal zu dem Wäscher Teichert — in der Breitenstraße. Wenn Sie dem gefallen — der braucht in der Woche viermal einen Roller. Das ist 'ne feine Stelle!"

Er war zwischen den Polizisten und Rollfritz getreten. Ganz vertraulich schob er ihn hinaus, während der Beamte verdutzt stehen blieb.

Der Wirt ließ ihn garnicht erst zur Besinnung kommen. Rasch goß er ihm einen Schnaps ein und meinte so recht treuherzig:

„Ja — das ist ein fleißiger Kerl! Der hat bloß Pech gehabt. Na — so einem hilft man ja auch gern heraus. Da lohnt es ja. Da weiß man, daß es nicht umsonst geschieht..."

Der Polizist hörte nur das Sprechen. Die Worte verstand er nicht. Aber er ließ sich nicht beschwatzen. Den Schnaps hinunter — heraus aus dem Laden und dem Kerl nach!

Er sah ihn gerade noch um die Ecke biegen. Ja, da ging es nach der Breitenstraße. So schnell er konnte lief er auf dem schmalen Bürgersteig entlang. Am Eingang zur Querstraße wäre er fast über den Kellerhals des Bäckermeisters Dähne gestürzt.

Na — aber dafür sah er hinten auch noch den



Kerl. Wie der mit den zertretenen Stiefeln und den eingelaufenen Hosen und dem vom Regen aus der Form geratenen Rock aussah!

Dem Polizist ging doch etwas der Atem aus. Der Kerl beeilte sich ja so ...

Ob der doch am Ende in Arbeit wollte?

Da war es ja nicht nötig, daß er sich so abhetzte. Wenn er ihm in Ruhe bis zu Teichert folgte — dann hatte er wohl seiner Pflicht genügt.

Wozu solch einem armen Teufel Scherereien machen.

Rollfritz ging unterdessen mit zitterndem Herzen nach dem Rollkeller. Wie ihm die Arbeit wohl glücken würde? Ob der Wäscher damit zufrieden sein konnte? Ob der ihn wieder haben wollte? ...

Himmel — er wollte ja nur diese einfache gewöhnliche Arbeit verrichten. Ein Kunststück brachte er mit seinen ungeübten Händen gewiß nicht mehr fertig. Das Verlangen darnach wäre ihm wie ein Verbrechen vorgekommen. Bloß so eine anspruchslose Thätigkeit — was erübrigen — mal leben — und dann meinetwegen wieder in die Landstreicherei zurück.

Nur heute — keine Enttäuschung. Dann —



das wußte er, hätte er nie wieder gewagt, sich irgendwo anzubieten.

Und aus Angst, daß er dem Wäscher vielleicht zu spät kommen könne, fing er an zu laufen.

Jetzt schöpfte der Polizist Verdacht — und lief ebenfalls. Im Eifer überhörte er, wie ihn jemand aus einem der alten Häuser anrief, die hier, mit niedrigen, grünlich getünchten Wänden und tief hängenden Ziegeldächern, sich nach dem Fluß zu hinabsenkten.

Der Poilzist wußte, daß hinten ein paar schmale winkelige Gassen kamen, die von den Hofgebäuden dieser alten Straße begrenzt wurden. Von der einen Gasse aus führte ein Steg über den Fluß nach den jenseits liegenden Gärten.

Wie leicht konnte da der Landstreicher entwischen.

Und hastig stolperte er hinter dem Rollfritz her.

Gerade, als er in die Gasse einbog, ging Rollfritz in das letzte Haus hinein, dessen Vorderfront in die Breitestraße stieß.

Der Polizist atmete auf. Na — eine schwere Arbeit weniger. Das war oft nicht so leicht, so einen Landstreicher zur Wache zu schaffen. Die legten sich einfach auf die Erde — und dann ward man zum Gespött der Leute.



Aber in seine Befriedigung mischte sich auch ein leichter Ärger, daß diese ganze Hasterei — diese Jagd umsonst gewesen war!

Na — wenn der Kerl etwa nur zum Betteln in das Haus gegangen ... Es war wirklich angebracht, daß er ein wenig wartete. Damit der Landstreicher nicht etwa über den Steg davonlaufen und zwischen den Gärten verschwinden konnte, stellte sich der Polizist selbst auf den Steg — hinter eine der Weiden, die sich über das Ufer beugten.

Er lehnte sich an das weiße Geländer und sah in den Fluß hinab. Die Sonnenstrahlen wiegten sich auf dem leicht gewellten Wasser. Spielend drangen sie durch das grünlich Schimmernde, in dem die Schlingpflanzen hin und her wogten. An den Seiten war der helle, sandige Grund zu erkennen. Kleine Fische zogen in Schwärmen gegen den Strom. Plötzlich fuhr ein großer Hecht zwischen sie und jagte sie auseinander.

Der Polizist scheuchte mit seiner weiß behandschuhten Rechten — aber der Fisch ließ sich nicht von dem Schatten einschüchtern, der schwarz durch das Wasser streifte. In bewußter Geborgenheit zog er weiter, die Schwärme aus ihrer Ruhe störend.



Der Polizist folgte ihm mit den Augen — bis der Fisch unter den Waschbänken verschwand, die schwärzlich — moosig in den Fluß hinausreichten.

Da kam auf die erste Waschbank ein Mann mit zwei Eimern. Er kniete nieder, ließ die Gefäße hinab, schöpfte sie voll und zog sie wieder empor. Dabei richtete er sein Gesicht nach den Gärten — der Polizist erkannte ihn — es war also doch der Kerl. Er arbeitete — das war schon richtig.

Der Polizist war etwas betreten, daß ihn der Landstreicher hier auf der Lauer sah. Als wenn ihn nur das durchsonnte Wasser interessiere, ging er langsam von dem Steg hinab — ohne den Blick von der Oberfläche des Flusses zu lassen.

Als er hinter die Mauer kam, ging er schneller. Seine Zeit war ja vorüber. Er mußte sich beeilen, nach der Wache zurückzukehren.

Dort empfing ihn der Wachtmeister:

„Aber was stellen Sie denn nur an?! Da ruft Sie der Herr da zu Hilfe — und Sie? — Sie rennen ganz gemütlich vorbei!"

„Ja — was — was?"

Der Mann, der bisher neben dem Wachtmeister gestanden hatte, trat vor:



„Vor etwa einer halben Stunde — so viel mag es wohl her sein — da gingen Sie doch die Spreegasse entlang — so ganz beschäftigt — gewiß, das gebe ich ja zu. Aber deswegen hätten Sie doch auf mich hören können, als ich Sie anrief!"

Dem kleinen, alten Herrn, dessen glattrasierter, bartloser Mund in der Erregung zuckte, schwollen die Adern auf der vertrockneten Stirn.

„Sie haben mich angerufen?" Der Polizist stocherte an seiner Helmkette.

„Ja — gewiß — — da laufen die Polizisten spazieren — und uns, den ehrenwerten Bürgern — kommen die Strolche auf den Hals. Ja — und kann man sich denn wundern, daß sie frech werden, wenn die Herren, die unser einen schützen sollen — wenn die gemütlich weiterschlendern in der schönen Frühlingssonne!? Wir sitzen in unserer Werkstatt, quälen uns mit der Arbeit und Sie — — Sie — —"

„Gewiß, Herr Böttchermeister —" wollte ihn der Wachtmeister beschwichtigen. Aber die Unterbrechung reizte den Alten um so mehr:

„Da klopfe ich von früh bis spät meine Waschfässer zusammen — und dann wird man nicht einmal geschützt — geschützt vor solchen zudringlichen



Tagedieben?! — Ein Skandal ist das — ein unerhörter Skandal!!"

Er konnte vor Erregung nicht weiter sprechen. Sein spitzes Kinn klappte lautlos auf und nieder. Seine Lippen wurden blau.

Der Wachtmeister sah seine Erschöpfung und schob ihm rasch einen Stuhl hin.

Mit Schweiß bedeckt, entschuldigte sich der Polizist. Daran sei übrigens nur so ein Kerl, so ein Stromer schuld gewesen, den er verfolgt habe. Wenn er den jetzt vor die Augen kriege!... Überhaupt müsse man etwas schärfer als bisher diesem Gelichter auf den Fersen sein.

„Die werden wirklich hier zu übermütig, Herr Wachtmeister. Da hat der Herr Böttchermeister ganz recht. Aber das kommt davon, daß so viele einen Rückhalt an den Wäschern haben, bei denen sie rollen. Aber mir ist das jetzt ganz egal! Wenn ich einen greifen kann, ich fackele nicht lange!"

Der Böttchermeister ward durch die forschen Reden des Polizisten ein wenig versöhnt und ließ sich bald hinausgeleiten.

* *

*



Rollfritz machte sich bei dem Wäscher nützlich. Er verstand es, sich durch kleine Aufmerksamkeiten anzuschmeicheln. Als die Frau aus der Küche mit den Wassereimern kam, sprang er rasch hinzu, nahm ihr die Gefäße aus der Hand und brachte sie ihr gefüllt zurück. Die Frühstückspause hielt er nicht. Wohl schmerzten ihn die Arme in den Gelenken von der ungewohnten Arbeit. Seine Füße schwollen ihm vom langen Stehen auf dem einen Fleck.

Aber er setzte sich nicht, sondern verspeiste sein Brot im Stehen, mit der freien Hand die Rolle drehend.

Auch bemühte er sich, möglichst ruhig und gleichmäßig die Räder in Schwung zu halten und den Kasten von einer Seite nach der andern walzen zu lassen.

Die Wäsche sollte recht weich und glatt werden. Vor allem aber achtete er darauf, daß ihm die Tochter, die vorn am Fenster des Kellers mit einem Dienstmädchen die Wäsche legte und auf die Mangeln wickelte, — daß sie ihm kein Stück doppelt aufwickeln brauchte. Dies erreichte er durch langsames, stetiges Drehen. Dadurch ersparte er sich — besonders aber den Frauen, Arbeit und Zeit.

Sie waren auch sehr zufrieden mit ihm, da er



früher fertig wurde, als seine Vorgänger. Zwar bekam er dafür auch eine Stunde weniger bezahlt vom Wäscher. Aber auch das war ihm zum Nutzen. Der Wäscher wurde ihm gleichfalls freundlich gesinnt.

Als er in die laue Abendluft hinauskam, schwindelte ihm fast. Er hatte sich ehrlich gemüht. Die Anstrengung, das dabei in vollen Wellen in den Kopf dringende Blut hatten ihn nicht zur Besinnung kommen lassen.

Jetzt war es ihm, als sei er garnicht den ganzen Tag in dem feuchten, dumpfen Keller mit den kahlen, grau getünchten Wänden, der Rolle und den wenigen weißgescheuerten Tischen gewesen — in diesem Keller, in dem es nach frischer Wäsche duftete — und wo ein scharfer Seifengeruch alle Gegenstände durchdrang. Nur schmerzten ihm die Augen, als er aus dem Dämmerlicht des Kellers in den grellen Abendschein hinaustrat. Er ging mit ganz anderen Gefühlen, als sie ihn früher beherrscht, die Straße hinab. Jedem, der einen ganzen Rock trug und in ganzen Stiefeln durchs Leben wandelte, war er ausgewichen. Es war ihm immer so gewesen, als dürfe er überhaupt nicht den Bürgersteig betreten, als sei es ein Frevel, das gute Pflaster zu



belaufen; hatte er je sein Teil dazu beigetragen, daß so etwas im Stand gehalten werden konnte? Immer hatte er sich durchgebettelt und überall scheu vorbei gedrückt.

Heute ging er heiter und selbstzufrieden geradeaus. Und es fehlte nicht viel, so hätte er in seinem Übermut beinahe einen alten Herren vom Bürgersteig gestoßen.

Der sah ihm zornig nach und schimpfte. „Immer toller wird's; immer toller. Jetzt lassen diese Kerle schon keinen anständigen Bürger auf dem Trottoir gehen! In den Rinnstein werfen sie uns, in den Rinnstein. Diese Strolche! Diese — diese."

Er wich plötzlich zurück. Rollfritz, der anfänglich gelächelt hatte, trat mit flimmernden Augen und zuckenden Lippen auf ihn zu. Er würgte seine aufsprudelnde Wut noch einmal hinunter und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Sie entschuldigen schon, aber ich wollte Sie nicht in den Rinnstein werfen. Ganz gewiß nicht. Was hätte ich denn davon?"

Der alte Herr wurde wieder erregt:

„Was Sie davon hätten? Aus Schabernack, aus Gemeinheit thut Ihr das, das macht Euch Spaß, anständige Menschen zu ärgern und in den



Schmutz zu werfen. Rein aus Schadenfreude, aus Schadenfreude! Aber bei mir kommen Sie an den Falschen. Ich, der Böttchermeister Höft, lasse mir das von Euch Gesindel nicht gefallen. Jetzt wird's mir zuviel. Lange genug habe ich zu allem geschwiegen. Aber Ihr Bande habt es direkt auf mich abgesehen. Gerade auf mich. Ich mag gehen wo ich will, einer von Euch kommt mir gewiß in den Weg. Nun machen Sie, daß Sie weiter kommen. Sie Tagedieb! Sie!"

Rollfritz erbleichte. Aus seinem blassen Gesicht leuchteten die rotumränderten Augen schmerzvoll und zornig, die Hände bohrte er in die Taschen seiner Jacke und krallte die Nägel ins Fleisch. Bis jetzt hatte er den Böttchermeister ruhig reden lassen. Nun aber, als sie von Neugierigen umstellt wurden, lachte er grell heraus:

„Wieso können Sie mir befehlen, ich soll weiter gehen? Wenn ich nun gerade Lust habe, hier stehen zu bleiben?"

Er weidete sich einen Augenblick an dem erstaunten Gesicht des alten Herrn. Es war ihm immer noch, wie wenn er nur demütig und freundlich dem auseinandersetzen müsse, daß er sich irre. Und so sagte er erklärend, mit einem erzwungenen Lächeln:



„Aber Sie müssen schon verzeihen, ich bin kein Tagedieb, ich ernähre mich ehrlich, ganz ehrlich; das kann ich Ihnen nur sagen. Daran giebt's keinen Zweifel. Und ich habe Sie auch gar nicht hinabstoßen wollen. Wenn ich Sie gekränkt habe — bitte — verzeihen Sie — das war nicht so gemeint."

„Nicht so gemeint? Nicht so gemeint? Das ist doch köstlich, wirklich köstlich."

Und er wandte sich an die Umstehenden, denen den ganzen Hergang darstellend.

Rollfritz stand zitternd daneben und wollte auch sprechen, die Sache so schildern, wie sie ihm erschien. Aber sobald er den Böttchermeister unterbrechen wollte, schrie der ihn an:

„Jetzt spreche ich! Verstehen Sie! Sie haben sich hier gar nicht zwischen zu mischen."

Ganz verzweifelt schüttelte Rollfritz den Kopf; hier wollte man ihm nun eine böse Absicht zuschieben, die er gar nicht gehabt. Ja, wollte man denn durchaus nicht einsehen, daß er es bereute, wenn er irgend einen Fehler begangen? Und mit traurigen Augen sah er um sich. Aber niemand wollte ihm zuhören, alle wandten sie den Kopf nach dem laut und heftig sprechenden Böttchermeister. Das schmerzte ihn noch mehr. Die Thränen



sammelten sich in seinen Augen. Er faßte einen Mann am Arm und wollte mit ihm sprechen. Aber der schüttelte ihn unwirsch ab:

„Lassen Sie das."

Ganz unglücklich wandte er sich an hinzukommende Bauarbeiter. Die hörten ihn willig an.

„Na, Mensch, laß Dir das nicht gefallen!" redete der eine auf ihn ein. Und dann sich nach der andern Gruppe, in der der Böttchermeister stand, vorbeugend, rief er hinüber:

„Dat is überhaupt eine Injurie, Tagedieb; dafor kann man einen 'belangen, vors Gerichte, wegen Beleidigung! Na, ick ließe mir det ja nich gefallen. So 'n Kerl müßte gleich polizeilich festgestellt werden. Wat der sich inbild't! An den Murks wird sich doch keener vergreifen?"

Jetzt geriet der Böttchermeister ganz außer sich. Seine Stimme wurde immer gellender:

„Ja, das ist ja eben das Gefährliche, daß andere Menschen solche verkommene Subjekte in Schutz nehmen. Dadurch werden sie ja erst frech gemacht. Da denken sie eben, sie dürfen sich alles erlauben, ihnen gehört alles — ein anderer Mensch hat keinen Platz auf dem Bürgersteig; der muß im Rinnstein waten!"



Rollfritz versuchte noch einmal, ihm klar zu machen, daß er ihm gar nicht habe irgend einen Schaden, irgend eine Beleidigung zufügen wollen.

„Ach, Mensch!" fuhr der Bauarbeiter dazwischen. „Quatsch doch nicht so lange mit dem Kerl herum. Wenn Du bei dem nicht handgreiflich wirst, haste verspielt."

Rollfritz ließ sich nicht beirren. Mit fast bittender Gebärde und Sprache versuchte er, den Böttchermeister zu überzeugen und zum Anhören zu gewinnen. Aber der wollte sich nicht mehr mit ihm beschäftigen.

„Gehen Sie, gehen Sie!" sagte er, beide Arme schüttelnd.

Das zog Rollfritz nur noch mehr an.

Da lachten die Umstehenden. Auch die Bauarbeiter. Und zuletzt gingen sie ärgerlich fort.

„Dämlicher Kerl!" sagte der eine.

Der Böttchermeister ging auch schließlich seinen Weg weiter.

Rollfritz schritt hinter ihm her. Er konnte sich nicht denken, daß ein anderer eine schlechte Meinung von ihm haben sollte, der gar keinen Grund dazu haben konnte. Warum kränkten ihn alle so maßlos?

Da drehte sich der alte Herr um und kreischte:



„Wenn Du jetzt nicht sofort machst — machst, daß Du weiter kommst, laß ich Dich einsperren.“

Das verblüffte Rollfritz. Er wollte sich schon auf den mit erhobenem, fortweisenden Finger vor ihm Stehenden stürzen. Aber — nein nur nicht gewaltthätig werden. Jeden in Güte überzeugen, das war das, was er so verehrte, was er immer wieder versuchte. Und so ging er nochmals auf den alten Herrn zu:

„Wie kommen Sie dazu, mich mit Du anzureden? Bin ich Ihr Lehrjunge? Sehen Sie, wenn Sie den so anreden, haben Sie ein Recht dazu. Aber nicht einen erwachsenen Menschen! Habe ich Ihnen so etwas gethan? — Habe ich — habe ich mit Ihnen schon zusammen im Rinnstein gelegen? Was — Sie verrückter, frecher Kerl?! Jetzt machen Sie ja, daß Sie mir aus den Augen kommen. Lange genug habe ich mich von Ihnen quälen lassen. Aber nun ist's vorbei. Jetzt sind wir fertig. Ich lasse mich nicht mehr so behandeln. Nein, das lasse ich nicht. Und wenn ich wirklich ein Landstreicher wäre — der Weg ist für alle Menschen gemacht. Und vielleicht haben Sie schuld, daß ich so ein Kerl bin. Sie raffen ja alles an sich, Sie braver Bürgersmann. Da muß es ja



so viel geben, die nichts haben. Aber von Ihnen, Sie Geizhals, lasse ich mich noch lange nicht so knechten. Und dann — Sie haben sich überhaupt in mir geirrt. Ich verdiene mir mein Geld! Ich faulenze nicht herum. Ha, Sie sollten mal den ganzen Tag Rolle drehen, dann wollten wir sehen, was Sie dann sagen. Hä, Sie, das — Sie — ist für Sie viel zu schade. Und das Du erst recht. Ordinärer Kerl! ‚Er' muß man ihn anreden. Überhaupt nicht ansehen!"

Er schrie so heftig, daß der Böttchermeister gar nicht zu Worte kam. Es war ihm, wie wenn jemand ein schweres, drückendes Gewicht von ihm nähme, als er das alles so heraussprudelte. Und während er über den Straßendamm fortging von der erstaunten Menge, die Hände in den Taschen, die Schultern vorgebeugt, spuckte er aus, mit zurückgewandtem Kopf.

„Jammerlappen! Stein um den Hals und in den Sumpf! Das Wasser ist viel zu rein für ihn."

Er murmelte das schon mehr in sich hinein. Die Lustigkeit, mit der er vor dem Zusammenstoß dahinschritt, fühlte er nicht mehr. Aber ganz war sein Selbstbewußtsein noch nicht geschwunden. Es



war ihm immer noch, wie wenn er jetzt eine größere Daseinsberechtigung hätte als vor einigen Tagen. Hatte er nicht wieder etwas zu erhoffen — zu erwarten. War das heute nicht ganz gut mit ihm gegangen? Ja — da waren solche kleinen Zwischenfälle ganz ohne Bedeutung, davon durfte er seinen Glauben an sich nicht erschüttern lassen, das mußte ihn noch mehr anspornen.

Und wie wollte er dann den kleinen, bissigen Mann ärgern, wenn er eines Tages an seinem Hause vorüberging — mit hellgrauer Hose — schwarzem Rock, — Cylinder, Stock, braunen Handschuhen ...

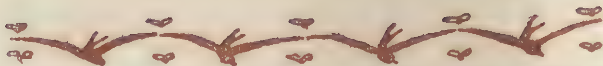
Über alle die lichten, heitren Ausblicke zog sich ein feiner, grauer Dunst, daß man ihn, den Fleißigen so kränkte, und daß er sich hatte so hinreißen lassen. Er wollte doch jetzt zu den Vornehmen gehören. Er ward ein wenig trauriger.

Aber als er in die Herberge eintrat, ließ er sich nichts merken. Fröhlich grüßte er Richard, der in einer Ecke saß und vor sich hinstarrte, ohne sich an der lauten Unterhaltung zu beteiligen.

Die Augen des Alten leuchteten auf:

„Na, Du kommst ja schon so früh?"

„Ja, ich habe mich auch beeilt."



Richard nickte zufrieden und machte seinem Freunde Platz.

„Hast Du schon Abendbrot gegessen?" fragte er besorgt.

„Nein — aber ich habe es mitgebracht. Wir können es uns ja teilen; der Wäscher hat mir ein Stück Brot und ein Ende Wurst gegeben — das schaffe ich gar nicht allein."

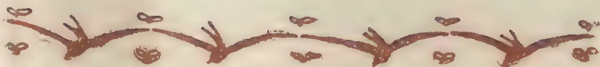
Rollfritz holte seine Schätze hervor und reichte sie dem Alten hin. Der hatte inzwischen einen Packen, den er neben sich zu liegen hatte, geöffnet, und breitete den auf dem wackligen Tisch aus. Niedergeschlagen meinte er:

„Ich dachte, Du würdest von der schweren Arbeit großen Hunger haben — und habe Dir was aufgehoben. Ich dachte, wir würden wenigstens zusammen hiervon essen."

Er sah enttäuscht seinen Genossen an. Der wurde ganz rot. Am liebsten hätte er die runzelige Hand des Alten gestreichelt. Und dann schämte er sich, daß er ihn so gekränkt.

Um ihn zu versöhnen, sagte er leise:

„Na, Du — ich habe wirklich Hunger. Ich reiche nicht mit meinem Brot."



Verletzt sah ihn der Alte an. Seine grauen Augen funkelten, als er antwortete:

„Ach, laß doch die Komödie! Wenn Du nichts von mir brauchst — dann nicht. Aber das sage ich Dir, nochmal biete ich Dir nichts an. Da renn' und fechte und fechte; fast die Zunge habe ich mir aus dem Hals geredet — und nachher — danke habe selber was! Na — laß Du mich man zufrieden!"

„Aber ich will doch mitessen, ich habe ja nicht gewußt, daß Du etwas für mich hast."

„Na, das hättest Du Dir doch denken können! Ich habe doch schon oft genug für Dich mitgefochten."

Der Alte machte sich über seine Speisen her.

Rollfritz sah ihm zu. Vor Enttäuschung und Ärger stopfte der Alte erregt das Essen in sich hinein.

Rollfritz konnte sein Brot nur mühsam hinunterschlucken. Er war betrübt, daß er dem Alten die Freude verdorben. Dem Jüngern kamen fast die Thränen in die Augen. Der andere hatte nur den ganzen Tag an ihn gedacht. Nur für ihn hatte er gesorgt; die besten Bissen hatte er für ihn aufgespart... War das nicht ein Zeichen, daß der Alte ihm gut war und daß er ihn vermißte?

Das Atmen wurde ihm schwer, als er daran



dachte, daß er diesen alten Mann, der so an ihm hing, der ihn so sehr zu entbehren schien, in den nächsten Tagen stets allein und einsam herum laufen lassen müsse. Er wollte ihn versöhnen.

„Weißt Du — dies Zeug, dies Wäscherbrot schmeckt doch gar nicht, gieb mir doch ein Bißchen von dem da."

Der Alte sah ihn mit aufgestützten Armen an; seine Hände umklammerten die Tischkante.

Rollfritz fühlte, wie sich die Blicke des Alten in ihn hineinbohrten, wie sie ihm bis ins Innerste dringen, alles enthüllen wollten Ha — und nun wollte ihm der wohl nicht glauben? Gewiß schmeckte ihm das Brot vom Wäscher nicht! Das war einfach nicht zu genießen.

Und er fühlte, wie ihm das Blut im Halse drückte und ihm die Luftröhre einengte.

Laut fuhr er heraus:

„Na wenn Du mir nicht glauben willst, denn nicht! Habe ich Dir schon mal was vorgeschwindelt? Habe ich Dir nicht stets die Wahrheit gesagt? Da koste doch von dem Zeug."

Er war noch immer unsicher. Und erstaunte über sich selbst, daß er so heftig zu dem Alten zu werden wagte. Aber galt es jetzt nicht alles?



Sonst lachte der chließlich ganz laut los und spuckte ihm ins Gesicht — wie er den Alten kannte.

Er redete in einander überstürzenden Worten.

„Ja was willst Du denn eigentlich noch, ich habe Dir doch gesagt, daß ich dies nicht verdauen kann; ganz schlecht wird mir davon. In die Müllgrube müßte man es schmeißen . . . Und denn — das wußte ich ja, daß Du mir was aufheben würdest. Ich habe mich schon darauf gefreut. Ich kann Dir sagen, wenn man den ganzen Tag an der Rolle steht — und dann die erbärmliche Pickelei — da sehnt man sich ordentlich nach was Vernünftigem."

Er war in den letzten Sätzen wieder ruhiger geworden. Der Alte starrte ihn immer noch so an. Aber das mußte nun bald vorbei sein. Und er hielt jetzt schweigend den Blick aus.

Mit einer halb freudigen, halb spöttischen Gebärde schob ihm der Alte Brot und Wurst zu. Dabei zuckte es unter dem verwitterten Bart, wie unterdrückte Verzweiflung.

Rollfritz machte sich darüber her, als gelte es das Wichtigste seines Lebens zu leisten. Er verschlang die Bissen, wie wenn er seit mehreren Tagen nichts gegessen hätte. Der Alte speiste ruhig und gelassen. An seinem Freund vorbei sehend meinte er:



„Ha — Du mußt nur nicht denken, ich mache mir etwas daraus. Was mir das ausmacht. Ob Du von mir was annimmst oder nicht — da pfeif' ich drauf. Und ob Du früher oder später gekommen wärst — das ist schon ganz und gar egal. Ha, da pfeif' ich drauf. Meinetwegen hättest Du überhaupt nicht kommen brauchen."

„Aber — Richard — so — sowas habe ich ja gar nicht gesagt. Ich meinte ja nur — na und weiter sagte ich ja nichts — ich hätte mich gefreut darauf. Ich habe doch nischt von Dir gesagt. Oder — na — das ist ja nur — ich hätte heute hungrig zu Bette müssen, wenn Du nichts für mich gehabt hättest."

„Ach — Quatsch — ich will davon nichts mehr hören!" sagte der Alte wegwerfend und stand auf. Er ging zu einer Gruppe, in der ein junger Bursche Kartenkunststücke zeigte. Rollfritz blieb sitzen. Er fühlte sich beleidigt. Aber er konnte doch nicht den Blick von dem Alten lassen.

Und nach einer Weile sah er, wie der heimlich, mit fast zärtlichem Ausdruck, zu ihm herüber sah.

Erst glaubte er, er habe sich getäuscht; sollte es möglich sein? Sollte der Alte — na wirklich, der hatte wohl das gar nicht so ernst gemeint,



und es nur in der Furcht gesagt, daß Rollfritz ihn nur zum Narren habe. Aber das fiel doch Rollfritz gar nicht ein! Seinen besten Freund zum Narren zu haben... So was! Er meinte es doch gewiß so ehrlich und aufrichtig.

Aber — da — ja, nun hatte der Alte gewiß so liebevoll herübergeblickt.

Und als Rollfritz sich die ganzen Reste des Mahles hinein gequält hatte — nur nichts liegen lassen, nur nicht den Alten wieder verletzen — stand er schnell auf und stellte sich in dessen Nähe. Seine Augen glänzten, seine Ohren glühten, den ganzen Abend blieb er an des Alten Seite, ohne es zu wagen, ihn anzureden. Der that so, als beachtete er seinen Genossen nicht. Nur war er so merkwürdig heiter und behäbig und das erfüllte Rollfritz mit leuchtender Freude.

* * *

Als sie wieder in ihren Betten lagen, fragte der Alte teilnahmsvoll.

„Na, nu erzähl' mal, wie war's denn?"

„Ach es war nicht viel los. Ich habe gar keine Lust mehr. Wenn Du meinst — ich brauche ja nicht mehr hinzu gehen."



„Ih, doch nicht etwa meinetwegen? Nein, das laß man, das ist nicht nötig."

„Ja, — nee — nee, so meine ich das nicht. Es — is — nur, ich meine, ich könnte ja eine andre Stelle nehmen. Ich könnte ja wo anders rollen, wo es mir besser gefällt," sagte Rollfritz erschreckt. Nee, nee — das sollte der Alte nicht merken, daß er seinetwegen alles aufgab, — so wie ein Mensch zu leben; dann hatte der sich schließlich bedrückt gefühlt. Und die Freundschaft wäre Freundschaft gewesen.

Rollfritz wollte ihm ganz den Verdacht nehmen, als habe er jemals des Alten wegen auf alles verzichten wollen. Und während ihm plötzlich wieder alles vorschwebte, was er ersehnte — Cylinder, Gehrock, graue Hose, Handschuhe, Stöckchen — Wein — Mädchen im Boot — redete er unaufhörlich auf den Alten ein: er vertrage diese anstrengende Arbeit nicht mehr. — Überhaupt — dieses fortwährende Drehen sei zum Verrücktwerden. Er habe es schon satt, bis oben hin sei es ihm. Hå — immer rum — rum — hin — her, hin — her — hin, her — da werde man reif für die Gummizelle.

„Ja, Du mußt ja wissen, was Du zu thun hast!" Damit drehte sich der Alte um und schlief ein.



Rollfritz dachte nicht mehr mit der großen Freude an seine Arbeit, wie vor wenigen Stunden. Er grübelte nach: war da nicht auch vieles, was wirklich nicht der Mühe wert war? Und dazu noch die Geschichte mit dem Böttchermeister und solchen Leuten. Lohnte sich das alles? — —

Aber seine Müdigkeit, die durch ungewohnte Anstrengung verstärkt worden war, überwältigte ihn bald.

* *

*

Die andern Roller lärmten schon in der Stube umher, als er erwachte. Es war ein düsterer Morgen, kalt und feucht. Unaufhörlich siebte feiner Regen auf das Dach hernieder. An mehreren Stellen ließen die alten Ziegeln das Wasser durch. Gleichmäßig tropfte es auf den Fußboden. Vor dem kleinen Fenster lag ein mattes Grau, hinter dem die Bäume und Häuser verschwanden.

Ohne klar zu sein, was er that, stieg Rollfritz aus dem Bette. Er war noch im Halbschlaf. Nur verblaßt kam es ihm in den Sinn, daß er heute etwas unternehmen wollte.

Erst beim Waschen im kalten Wasser wurde



es ihm deutlich, daß er dem Wäscher versprochen, auch an diesem Tage zu rollen. So schnell er konnte, kleidete er sich an. Dabei aber war es ihm, als ob er etwas vergessen habe. Etwas Wichtiges, Entscheidendes. Doch konnte er sich nicht bestimmt darauf besinnen.

Während er den Rock überzog, rief ihn plötzlich der Alte an. Wieder mit dem höhnischen Ton, mit dem spöttischen Gesicht.

„Na, siehste, das ist gescheit, daß Du Deine Brotstelle nicht aufgiebst."

„Ho — aufgeben Meinst Du, ich kann sie nicht aufgeben? So hänge ich doch nicht daran! .. Und ob Du Dich nur lustig machst über mich — oder ob Du sonst was von mir denkst — ich mache mir garnichts aus der Rollerei."

„Um Himmelswillen! das ist mir ja gleichgültig, ob Du arbeitest oder ob Du rumtippelst. Ich werde auch ohne Dich fertig. Ich brauche Dich nicht."

„Ich habe ja garnicht gefragt, ob Du mich brauchst." Und plötzlich schlug er wieder um.

„Ich meine ja auch nur so — ich würde darum nicht sterben, wenn ich das aufgeben müßte. Du weißt ja." ...



„Ja, ich weiß.“

Richard lachte in seiner kichernden Weise und verfolgte den Hinausgehenden mit verächtlichen Blicken.

An der Thür blieb Rollfritz stehen. Er hüstelte, legte die Hand auf die Klinke und fingerte mit der anderen an den Knöpfen seiner Jacke entlang. Nach einem Weilchen meinte er zögernd:

„Das — das ist mir nicht so viel wert, wie das Schwarze unterm Nagel. Wenn Du gern willst!“

„Nu red' nicht so viel und mach', daß Du weg kommst! Du Schwatzmaul, Du.“

Richard war ernst, zornig geworden.

„Na —“ Rollfritz schob sich hinaus. Beim Schließen der Thür aber war es ihm, als ob Richards Ernst von einem freundlichen, wehmütigen Blick gemildert würde.

*   *
*

Im Keller erwarteten ihn bereits die Frauen. Er hatte sich um wenige Minuten verspätet. Die nassen Wege waren schwer zu beschreiten.

Die Tochter des Rollers, ein junges Kind, mit einem glatten Gesicht, das von klärenden Erlebnissen



verschont geblieben, und dessen Hochmütigkeit und Unerfahrenheit nicht von jugendlicher Heiterkeit und dem Mitleid ganz verwischt werden konnten, kam ihm entgegen auf der Kellertreppe. Mit erregtem Blick herrschte sie ihn an:

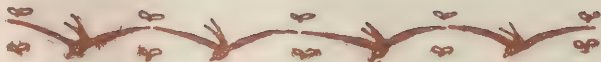
„Ja, wo bleiben Sie denn heute? Denken Sie, wir stehlen unsere Zeit? Jetzt hätten wir schon einen halben Korb fertig haben können — nun dauert's gleich wieder bis in die Dunkelheit hinein."

Sie dachte an ihren Liebsten, der dann einige Minuten auf sie warten mußte. —

Rollfritz sah sie nicht an, verantwortete und entschuldigte sich nicht. Es war ihm nur, wie wenn ihm der Arm gelähmt wurde. Heute wollte es nicht so rasch gehen. Er fühlte sich matt und unlustig.

Das Mädchen merkte das bald. Sie stand eine Weile vorn am Fenster, in der hellsten Stelle des Raumes, als die Mangeln nicht so schnell leer wurden, wie sie die Wäsche aufwickelte. Dann lief sie ungeduldig von der Rolle nach dem Tisch, auf dem sie die Wäsche aufwickelte, dann wieder vom Tisch nach der Rolle.

Rollfritz fühlte die stillen Vorwürfe heraus. Er strengte sich an. Er schwitzte und keuchte. Aber er schaffte es heute nicht so rasch.



Schließlich schickte das Mädchen die Magd nach ihrem Vater.

Der kam eilends an. „Was ist denn los?"

„Na — ja — es ist doch wahr! Da steh' ich und da steh' ich — und der Mensch kommt nicht vorwärts! Das geht doch entschieden nicht. Ich kann das nicht mehr mit ansehen.

„Ob man da einen Roller hat oder keinen, das ist ganz gleich."

„Na — na — nur immer Ruhe," beschwichtigte der Wäscher seine Tochter. Es war ein etwas rundlicher Mensch, der aber leichte, bewegliche Glieder hatte und dessen helle Augen weich und doch bestimmt in das Leben blickten.

„So schlimm wird es ja nicht sein. Fritz wird sich schon noch einrollen. Manchmal will das eben nicht gleich so gehen!"

Indem er wieder hinausging rief er von der Treppe herab:

„Und nur immer Ruhe! Nicht gleich aus der Haut fahren."

Rollfritz sah ihm mit zusammengekniffenen Augen nach. Wozu der ihn noch in Schutz nahm? Lieber hätte der Wäscher schelten sollen. So aber — das war ja gar kein richtiger Brotgeber. Und so ein



Skandal — er wartete nur auf solche Dinge. Ihm fehlte das. Es war ja nicht zum Aushalten, diese Stille, dieses gleichmäßige rastlose Drehen ... Irgend etwas mußte sich ereignen. —

Das Frühstück zog er in die Länge. Heute drehte er nicht während des Essens. Und als er den letzten Bissen in den Mund geschoben, blieb er noch auf der Rolle sitzen.

Das Mädchen sah ihn mit offenem Munde an.

Er baumelte mit den Beinen und erwiderte mit herausfordernden Blicken.

Ganz verwirrt strich sich das Mädchen die Haare zurück und kramte mit zitternden Händen in der Wäsche. Als sie alles in die Körbe gelegt, konnte sie nicht mehr an sich halten. In der Aufregung fand sie kaum Worte:

„Aber das — das ist doch — stark ist das! So was ist mir noch nicht vorgekommen. Vielleicht — ist es — Ihnen gefällig?!"

„Na, was wollen Sie denn?" fragte Rollfritz gelassen.

„Was ich will, was ich will?" Sie bekam keine Luft und sah ihn mit flimmernden Augen an.

Da kroch Rollfritz plötzlich von seinem Platz herunter. Es war ihm, wie wenn er etwas Außer-



gewöhnliches vollbracht. Der kleine Streit war ihm wie eine Erfrischung.

Und mit neuer Kraft drehte er seine Rolle.

Lange aber hielt die Befriedigung nicht an. Es war ihm wieder so schal und leer im Sinn.

Was für ein Leben war das nun hier? Na — in so und so viel Monaten würde er wohl so weit sein — um das — na wie ein Mensch zu leben ... Er gab ja von seinem Verdienst nichts weiter aus, als die Prozente an den Wirt und das Schlafgeld. Aber diese Sicherheit, an einem bestimmten Tage sein Ziel erreicht zu haben, erwärmte ihn nicht mehr so wie früher.

Er wußte nicht, was ihn so gleichgültig machte. In seinem Ärger drehte er wild drauf los. Bald hatte er all das Versäumte nachgeholt. Und es dauerte nicht lange, da war er den Frauen voraus. Sie konnten nicht so rasch aufwickeln, wie er rollte.

So mußte er stillstehen.

Da verstärkte sich das Gefühl des Überdrusses, der Gleichgültigkeit. Und wieder fragte er: Lohnte sich das alles? ...

Es war hier so gar nichts besonderes zu thun. Immer nur drehen, drehen, drehen — —.

Da schickte ihn das Mädchen hinaus.. Er solle



andere Wäsche hereintragen. Jetzt war sie wieder freundlich und zufrieden. Ja, fast zärtlich klang es, als sie ihm den Auftrag gab.

Aber das ließ ihn kalt. Ja, das war ja selbstverständlich, daß sie liebenswürdig zu ihm war, wenn er sich so anstrengte. Das war ja nichts, worüber er sich freuen konnte . .

Während er über den Hof schritt, mit gebeugtem Kopf durch den Regen, war es ihm, als ob er auf dem Steg unten am Wasser einen Bekannten sehe.

Aber gewiß, das war ja Richard . . . Wenn der sich auch rasch hinter den Baum stellte — Rollfritz hatte ihn doch erkannt an seinem weiten, schlotternden Mantel.

Was hatte der Alte da unten zu thun . . . ? . . . Im Regen? . . . Da unten gab's nichts zu betteln . . . Und zum Vergnügen ging man doch auch nicht hinaus . . . Bloß um naß zu werden, wie eine aus dem See gezogene Katze? . . .

Rollfritz schlug sich mit der Hand auf den Schenkel: der Alte belauerte ihn hier.

Er mußte leise in sich hinein lachen. Und als er wieder im Keller drehte, kam es ihm lächerlich vor, daß er hier unten arbeitete — und der Alte lief allein draußen herum . . . h—á—das war doch noch was, so



von Straße zu Straße zu laufen, immer mit der Angst: wirst du im nächsten Haus auch was geschenkt bekommen?...

Hier war's ja zum Sterben langweilig.

Und er mußte immer wieder lächeln — der Alte, wie der an ihm hing!...

Was der alles erzählen konnte? Und wie schlau der alles ansah, und wie der über alles etwas wußte! Ganz wie ein Professor — so konnte der aus dem kleinsten Ding etwas machen, daß es mit einemmal gar nicht so klein war. Ja, da gehörte das Kleine auch zum Großen...

Oh — so leicht konnte das keiner! Er hatte gewiß eine Menge Menschen auf seiner Wanderschaft kennen gelernt. So ganz dumm war eigentlich keiner. Die hatten ja meistens schon eine Menge hinter sich — aber Richard übertraf sie alle, das war der Schlaueste.

Er war ordentlich stolz, dessen Freund zu sein...

„Na — sehen Sie, jetzt geht's ja fein!" sagte das Mädchen zu ihm.

Er hatte gar nicht gewußt, wo er war.

Diese Anerkennung war ihm nichts. Ja, sie widerte ihn beinahe an.



Und plötzlich erschien es ihm, als sei es etwas ganz Verkehrtes und Dummes, daß er hier stehe. Ein dunkles Gefühl trieb ihn. Halb abwesend meinte er:

„Ach — das hat ja doch keinen Zweck — ich höre auf, Fräulein!“

Damit ließ er die Rolle stehen und ging hinaus.

Das Mädchen war starr.

Dann lief es hinter ihm her und rief den Vater:

„Das brauchen wir uns nicht gefallen zu lassen! Zum Mindesten muß er heut noch drehen!“

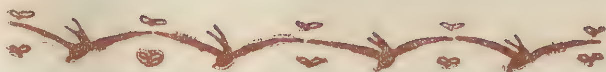
„Laß ihn, laß ihn,“ antwortete der Wäscher, der mit aufgekrempelten Ärmeln aus der Waschküche kam, umgeben vom Seifendampf. „Ach, das hat gar keinen Zweck, einen Menschen gegen seinen Willen zu halten. Das bringt gar nichts ein.“

Das Mädchen begriff das nicht und stritt sich mit seinem Vater. Der gab dem Landstreicher die Papiere zurück und wollte dann den Verdienst ausrechnen.

Aber Rollfritz sagte:

„Ach, lassen Sie nur.“

Mit großen Schritten ging er hinaus, rasch einen kleinen Steig hinunter zwischen den Gärten — da sah er, wie Richard sich drüben hinter den Ge=



müsegärten duckte. Er lief über die kleine Brücke und rief ihn an.

Der that erst, als höre er ihn nicht. Aha — der wollte also nicht gesehen werden, dem war es nicht Recht, daß Rollfritz gemerkt, wie er auf ihn gewartet ...

Nun rief Rollfritz erst recht laut.

Da blieb der Alte stehen und erwartete seinen Genossen mit höhnisch verzogenem Munde.

„Na — was willst Du denn?"

„Ach ich — ich habe die Stelle aufgegeben."

Sie gingen beide nebeneinander hin. So gut es ging, vermieden sie es, mit ihren schadhaften Stiefeln in die vielen Pfützen zu treten, die der Landregen füllte. Dabei streiften sie die Hecken, die den Weg einrahmten. Dann sprühten die klaren Tropfen von den Blättern. Nirgends flog ein Vogel hoch. Nur das Sieben des Regens begleitete die Stille.

Sie waren jetzt auf einer kleinen Anhöhe angelangt, von der aus sie die Stadt übersehen konnten. Der vom Regen niedergehaltene Rauch hüllte die Häuser in grauen Dunst ein.

Unter überhängenden Büschen gingen sie entlang. Hier waren wenige Stellen trocken geblieben. Auf



mehreren abgestorbenen Zweigen, denen die jüngeren, obern Äste die Sonne nahmen, duckten sich kleine Vögel. Einzelne verkümmerte Grashalme lugten aus dem graubraunen Boden.

Unter einem dichten Busch blieb Richard stehen und sagte spitz und gedehnt:

„Ich denke, Du willst mal wie ein Mensch leben — Geld verdienen — reich werden — uns nicht mehr sehen."

„Ach — das habe ich nicht gesagt, daß ich Euch nicht mehr sehen will," antwortete Rollfritz mit rotem Kopf. Er starrte mit flackernden Augen unter den Busch.

„Na — wenn Du fein angezogen bist, kennst Du uns doch nicht mehr!" Der Alte bohrte die Arme in seine grundlosen Taschen und ließ das Wasser von seiner Hutkrempe laufen. Um ihn herum bildete sich nach und nach ein Tropfenkreis. Von den Schultern, aus dem Rock, aus den Ärmeln tropfte ihm das Wasser.

Rollfritz unterbrach nach kurzer Zeit das Schweigen:

„Ach d a s ist ja auch nicht so — wie ein Mensch leben — — —"

„Na — Du kannst das auch nicht durchführen.



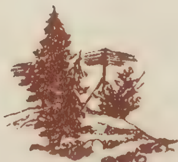
Wenn Dir das Geringste in den Weg kommt, dann schmeißt Du alles hin ... Und Du kannst ja gar nicht in Sicherheit leben. Du mußt Dich immer unsicher fühlen, von Stunde zu Stunde kämpfen — ums Essen — um die Kluft — um Deine Freiheit — was es eben so giebt. Du hast viel zu viel Unruhe in Dir ... Was willst Du denn jetzt anfangen? Willst wohl wieder mit mir gehen?"

Er sah empor und lächelte ihn boshaft, von oben herab — an. Aber ganz konnte er das erwartungsvolle Zucken des Mundes nicht unterdrücken.

Rollfritz wagte nicht, dem Alten ins Gesicht zu sehen. Er wollte sagen: Wenn Du es erlaubst ...

Aber in diesem Augenblick prasselte ein heftiger Regen nieder. Der durchdrang auch das Blattwerk der Büsche und schlug so auf die Zweige, daß sie das auf ihnen stehende Wasser abschüttelten. In kleinen Bächen floß es über die beiden.

Da beugten sie die Köpfe und gingen fort von der Stelle, die sie nicht mehr schützte. Rollfritz blieb dicht neben dem Alten.



Der Reisende



Ich saß mit ihm beim Morgenkaffee im Herrenzimmer. Im Gastraum drängten sich Marktleute am Schenktisch. Sie sprachen laut. In dem hohen, rotbraun getünchten Raum, der beim hellsten Sonnenschein nur dämmerte, hallten ihre Ausrufe wirr durcheinander.

Mein Tischgenosse, Karl Sprung, Reisender in Drahtnetzen, wie er sich mir vorgestellt hatte, achtete nicht darauf. Gemächlich schlürfte er seinen Kaffee und rechnete eifrig. Endlich faltete er seine Brieftasche zusammen und sah empor.

Er schien sich zu besinnen. Die Tasche breitete er noch einmal auf dem Tische aus, zog einen Pappumschlag hervor und betrachtete lange und zärtlich die herausschauende Photographie.

Mit einer leichten Handbewegung hielt er mir das Bild hin: eine junge Frau mit einem kleinen, rundbäckigen Jungen auf dem Arm. Um ihren kleinen Mund spielte ein leises wehmütges Lächeln.



Doch trotz des Lächelns blickten die Augen groß — erschreckt.

„Wie gefällt Ihnen das Bild?" fragte er.

„Hm — die Dame — — möchte man kennen."

„Nicht wahr?"

Er stellte das Bild vor sich hin: „Das ist meine Frau! — Und was für ein draller Bursche das ist?! — Ja, ich bin stolz auf ihn!"

Er erhob sich, steckte das Bild in die Brusttasche und warf sich seinen grauen Mantel um.

„Na," meinte er, „wie ist's, kommen Sie mit? Ich will sehen, ob'n Brief von meiner Frau auf der Post ist. Dann können wir ja ein bißchen bummeln — am Rhein."

Ich nickte und folgte ihm auf die Straße. Voller Herbstsonnenschein beschien die Bauernfrauen, die ihren Gemüse- und Obstkram am Bürgersteig ausgebreitet hatten. Wir drängten uns durch die Käufer abwärts nach dem Strom. Sprung ging in das alte Postgebäude, neben dessen ausgetretenen Steinstufen das Adlerwappen hing.

Ich schritt über den Platz, auf dem die leeren Wagen der Bauern zusammen geschoben waren. Unten am Bollwerk drängten die gelben, wuchtigen Wellen des Rheins die Kähne an die Balken. Ein



großer Petroleumkahn erhob sich über die flachen, schwärzlichen Fähren. Der Fährmann stand rauchend an einem derben Frachtwagen und sah zu, wie die Petroleumfässer an Land gerollt wurden.

Drüben öffnete sich zwischen grauen, schroffen Felsen eine weite, grüne Schlucht, aus der ein Fluß in den Rhein drängte. Eine kräuselnde Schaumlinie zeigte, wie die beiden Wasser miteinander kämpften, bis weiterhin der große Strom den kleinen Bruder auffraß.

Auf der glänzenden Wasserfläche verdoppelten sich die Rebenfelsen, so daß es sich zu meinen Füßen wie helle Abgründe aufthat.

Auf einem Felskegel sonnte sich eine Raubburg, deren einer erhaltener Turm hämisch herabdrohte.

Weiter unten kam um die Rebenhügel ein Schleppdampfer, der vier lange, platte Kähne zog. Sein dicker Rauch trieb gegen die Burg.

„Na, da wird das alte Raubnest ordentlich ausgeräuchert!" sagte hinter mir Sprung und lachte.

Wir gingen zusammen das Bollwerk entlang.

„Haben Sie einen Brief von Ihrer Frau?" fragte ich.

„Ja," antwortete er und warf seinen Mantel



zurück über die Schultern, „aber ich bin nicht so recht zufrieden. — Sie war nämlich leidend, als ich fort mußte. Damit sie nicht die ganze Arbeit allein machen müsse, ließ ich meine Mutter kommen. Da schreibt jetzt meine Frau, sie hätte doch lieber die Mutter zu Hause gelassen und sich allein gequält."

Wir gingen stumm die leere Uferstraße weiter. Er strich erregt mit dem Rücken seiner Hand seinen blonden, borstigen Schnurrbart herab. Endlich stieß er heftig hervor: „Was die Alte nur wieder hat? — — — Sie müssen wissen, meine Mutter wollte durchaus nicht, daß ich meine Liese heirate.

„In einem kleinen Ort bei Stettin hatte ich den Materialienhandel erlernt. Unter den Gutsknechten, die im Laden herumstanden, gewöhnte ich mir, wie meine Kollegen, das Schnapstrinken an. Dann ging ich nach Berlin. Da lungerte ich mehrere Monate stellungslos herum und verfiel ganz dem Fusel.

„An einem trockenen, scharfkalten Wintertage gehe ich auch so angesäuselt über 'n Alexanderplatz. Da ruft mich ein junges Mädel an. Es war meine Cousine Liese, die ins Geschäft gehen wollte. Sie nahm mich beim Arm und zog mich an der Stadt=



bahn lang, wo wenig Menschen gingen. Und da hielt sie mir 'ne Strafpredigt ...

„Weiß der Kuckuck! Eine solche Standpauke hatte mir noch kein Frauenzimmer gehalten.

„Ich heulte in meinem Dusel — und dann nahm sie mich mit zu ihrer Wirtin, die mir ihr Wohnzimmer abtreten mußte. Sie verschaffte mir auch 'ne Stellung. Und dann gingen wir zusammen, wie man so sagt. Sie war hübsch — gewiß — aber wenn sie nicht so vernünftig geredet hätte, ohne je zu zanken — nee, zanken, das gab's nicht bei ihr — ja, dann wäre sie nicht meine Braut geworden.

„Als meine Mutter davon hörte, gab's einen Mordsskandal. Sie kam sofort nach Berlin und krachte mit der Liese. Die hätte mich nur geködert u. s. w. Darauf schrieb mir Liese ab.

„Ich nahm natürlich die Absage nicht an, denn ohne sie wäre ich schon längst verbuddelt. Ja, das muß ich sagen, eigennützig war Liese nie. Sie hatte mich nur unterstützt, weil sie was Tüchtiges aus mir machen wollte. Und nun sollte ich sie etwa laufen lassen? ... Wir heirateten eben. Meiner Mutter mußte ich dreihundert Mark Ersparnis abklagen; denn sie wollte Liese nicht, da sie sich mit deren Mutter bei einer Erbschaftsteilung gezankt hatte.



„Unser Geschäft wollte nicht gehen. Ich lieh mir zuletzt fünfhundert Mark. Das gab erst recht 'ne Pleite.

„Und bald darauf kam unser Junge.

„Sie können sich denken, wie es jetzt bei uns aussah. Meine Frau wurde dazu noch krank. Der Ärger, die Aufregungen, die Sorgen — es war kein Wunder, daß sie krank wurde ... Nach einem halben Jahr bekam ich meine jetzige Stellung. Es ging ja nun, wenn nur Liese gesund wäre ... Über jede Kleinigkeit regt sie sich auf.

„Wenn nur meine Alte sie nicht kränker ärgert." — —

Wir waren aus der Stadt. Die Felsen traten wieder dicht an den Strom; nur eine schmale Fahrstraße blieb. Auf jeder Felskante, in jeder Ecke sonnten sich Reben, deren Blätter gelb und matt herabhingen. Gelb und grau war die ganze Landschaft. Hier und da schimmerte in einer Ritze grünes Moos. Nur das Muttergottesbild, das neben uns aus einer Felsnische blickte, strahlte in kräftiger roter und blauer Farbe.

Wir setzten uns auf die ausgetretenen Steinstufen und blickten auf die durchsonnten Fluten unter uns, die in ruhiger Gewalt vorbeirollten.



Ein leichter Wind trug uns langgezogene Töne zu. Bald unterschieden wir einige tiefe Männerstimmen zwischen Kindern. Die eintönige Weise, deren Sänger wir nicht sahen, nahm uns fast den Atem.

In bedächtigem Schritt kamen die Sänger um die Ecke. Wir erhoben uns und nahmen unwillkürlich unsere Hüte ab. Alle, die selbstvergessen an uns vorüberschritten, gingen mit unbedecktem Kopf. Nur die beiden Pfarrer in weißen Überwürfen trugen schwarze Kappen.

An der Spitze des Zuges schritten neben den hageren Pfarrern gesunde Knaben mit Weihrauchfäßchen, aus denen weißlicher Dunst aufstieg und die Folgenden umwebte. Es waren blonde Kinder; nur am Schluß kamen Erwachsene—schlanke, dunkel gekleidete Männer und hochbeinige junge Frauen, die ihr blondes Haar straff um die hohe, glatte Stirn gezogen hatten und denen von den Schultern ein kleines schwarzes Tuch über die enggeschnürten Brüste fiel. Alle fingerten an braunen Rosenkränzen, auf die sie ab und zu niederblickten; sonst starrten sie wie abwesend in die Luft.

Am Muttergottesbild blieben sie stehen, bekreuzigten sich und gingen langsam weiter, wieder



gleichmäßig die kurze Strophe singend. Erst die Pfarrer und die Männer: hohl und dumpf, dann die Frauen und die Kinder hell und klagend, mit blödem oder verzücktem Gesicht.

Lange noch hörten wir die sich ständig wiederholenden Töne ...

Sprung schüttelte sich: „Mich hat es eben trotz der wärmenden Sonne gefroren. — — — — — — Ich sehne mich so sehr nach Berlin ..."

Mächtige Erinnerungen erhoben sich in mir. Ich kannte ja auch diese Stadt. — Es zog mich wieder nach ihr, der ich erst entflohen. Man braucht sie, man kann sie nicht entbehren, wenn man sie erst kennen gelernt hat mit ihrem überströmenden Licht, das selbst in den dunkelsten Tagen den Nachthimmel durchleuchtet.

„Ja," sagte ich — „aber vielleicht wäre die Sehnsucht gar nicht so groß, wenn nicht unser Liebstes dort wäre? ..."

Vor uns, über die alte, zerbröckelnde Stadtmauer, nach der wir uns zurück gewendet hatten, ragte der spitze Turm einer kleinen Kirche. Glocken schlugen dünn und durchdringend an.

Karl Sprung erblaßte. Mit einem Ruck riß er seinen Mantel von den Schultern:



„Mir ist so heiß … Diese dumme Bimmelei macht mich so ängstlich … Meiner Frau wird doch nichts geschehen sein?"

Ich beruhigte ihn. Doch schüttelten auch mich die Glockenklänge, die jammernd, schneidend die Luft durchdrangen. — — — — — — — —

Am Abend saßen wir im großen Gastraum an einem langen Tisch. Über ihm schwebte eine Petroleumlampe, die sich in unserm Wein spiegelte.

Hinter uns, im offenen Küchenraum scheuerte ein rotwangiges Mädchen das Kochgeschirr.

Der Reisende drehte sich lächelnd nach ihr um und bewarf sie mit Papierkugeln. In seinen Augen lachte der Wein. .

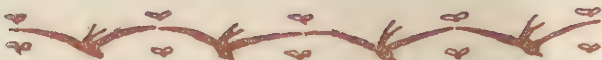
Er hatte viel getrunken:

„Damit man die trüben Gedanken wegspült!"

Die Wirtin, die mit mehreren Männern am gleichen Tisch gesessen und laut erzählt hatte, runzelte ihre glatte, fettige Stirn, als sie das Spiel des Reisenden bemerkte:

„Lassen Sie das Mädchen in Ruh!"

Karl Sprung wollte scherzen, doch zogen die Gäste solche drohenden Gesichter, daß er schwieg und schnell austrank. Dann ging er die an der einen Wand hochführende Treppe hinauf.



Ich folgte ihm bald, da unten das Schweigen immer drückender wurde. Seine Zimmerthür stand offen. Beim flackernden Schein einer Kerze entkleidete er sich. Er rief:

„Na, ist das nicht ein ganz niedliches Mädchen in der Küche?! — — Passen Sie mal auf, ich weiß, wo sie schläft... das wird mal 'ne fidele Nacht!"

Er schritt schwankend auf mich zu und legte mir seine Hände auf die Schultern:

„Sehen Sie, wenn man immer von seiner Frau weg ist, dann trinkt man eben wieder — bloß um die Gedanken los zu werden... Und dann — wozu sind denn alle die hübschen kleinen Mädels da?"

Jemand tappte die Treppe herauf. Die Stimme eines alten Mannes fragte:

„Ist hier Herr Karl Sprung?"

Er rief übermütig aus seinem Zimmer:

„Jawohl, der ist hier!"

Der Alte schlürfte zu ihm. Im Lichtschein, der aus der offenen Thür fiel, sah ich ein rotes Bandelier auf dem Rock des Alten: Ein Postbote.

Er schob dem Reisenden ein Papier hin und trappte die dunkle Treppe wieder hinab.

Ich wendete mich meinem Zimmer zu. Da brüllte der Reisende auf.



Mit zwei Sätzen war ich bei ihm.

Er saß auf der Bettkante, schon im Hemd, und drückte die geballten Fäuste gegen die Schläfe. Mit schriller Stimme schrie er:

„Liese ist tot! — Liese ist tot! — Und ich bin nicht bei ihr! ... Liese ist tot!“



Entwurzelt



Wie leicht das zu ertragen war! Wie wenig ihr all das Abscheuliche und Bedrückende des Gefängnisses anthun konnte!

Ja, erwarb sie sich nicht durch das Erdulden dieser Strafe ein unantastbares Recht auf das Zukünftige, Kommende?

Wie köstlich das werden mußte! ...

Oft, wenn ihre Glieder von dem Ruhen auf der harten Holzpritsche schmerzten, wenn sie wie abgestorben waren — oder wenn sie sich mit Ekel die fragwürdigen Bestandteile ihres Mittagsmahles hinunterquälte — oft wünschte sie, daß all diese Pein noch um einen, um zehn, um hundert Grade größer und schmerzvoller wäre. Nicht auf einer Pritsche wollte sie schlafen und ruhen — nein, auf dem Fußboden, der mit kantigen, das Fleisch und die Knochen zerschneidenden Latten überzogen war. Und dazu hätte man ihr diese warmen Mahlzeiten entziehen müssen. Nur altes, hartes Brot, von dem sie jeden Bissen mühsam hätte abnagen müssen —



schlechtes übles Grundwasser, das dünkte ihr gut genug für sich. Und kein Licht in ihrer Zelle. Die Wände noch feuchter und kälter. Kein Buch — keine Handarbeit, die sie durch die Güte und Fürsorge des Geistlichen erhalten.

Und dann dies Fenster! Konnte man nicht durch diese Öffnung die grünen Hänge der Müllerberge sehen, die hinter dem Gefängnis aufstiegen? Und das Abendrot, in das die Mühlen rastlos ihre Flügel hineindrehten, als fürchteten sie sich vor dessen Glut und wollten es verscheuchen —

O — das war alles noch zu wenig Qual und Züchtigung. Das war noch zuviel des Freudigen und Erheiternden. Noch zuviel Helle und Lebenslichtheit.

Grau, düster, schwarz hätte es sein müssen, schwärzer als die mondlose Herbstnacht.

Dann erst wäre es ihr erschienen, als würde ihr Recht auf alles Herannahende ein vollkommenes, unbestreitbares, fehlerloses.

So aber waren ihr noch zu viel Mängel an ihrem Verdienst.

Und sie fürchtete, daß diese Mängel sich rächen würden, daß ihr das an ihrem Glück fehlen könnte, was ihr jetzt an Pein erspart blieb.



Alles, was man ihr zufügte, war ihr zu gering. Über die Wärterin, die hochmütig mit ihr, der Ehebrecherin, sprach — als lebe sie selbst nicht mit dem Inspektor zusammen — mußte Ulrike lächeln. Wie komisch ihr das erschien, wenn diese breite Person mit dem rundlichen, selbstzufriedenen Gesicht ihr Verhaltungsmaßregeln vorschrieb!

Eines Tages bemerkte Ulrike, daß die Wärterin neidisch wurde, weil der Pfarrer der Gefangenen Bücher schickte. Bisher hatte sie die Erzählungen und Unterhaltungsbände fast nie beachtet. Sie wollte ja gar nicht abgelenkt sein.

„Der Herr Pfarrer hat die größte Güte, Ihnen Bücher zu schicken!"

Auf das I h n e n häufte die Wärterin ihre ganze Verachtung, ihre ganze mißgünstige Bewunderung.

Da griff Ulrike freudig zu. Ja, sie trällerte und ließ die Augen erfreut lächeln — alles, um der Wärterin vorzuheucheln, als sei ihr die Sendung des Pfarrers eine edle Himmelsgabe, als könne sie es ohne diese Aufmerksamkeiten gar nicht ertragen.

Sie erreichte ihr Ziel.

Die Wärterin suchte bald Gründe, um Ulrike die Bücher mit dem Schein des Rechtes wieder zu entziehen. Ja, sie beobachtete sie unausgesetzt. Sie



verbot ihr, auf die Pritsche zu steigen und dem Spiel der Kinder auf den Stoppelfeldern zuzusehen.

Als Ulrike das mit Absicht dennoch that, nahm sie ihr zuerst die Bücher. Beim zweitenmal stürzte sie mit hochrotem Kopf in die Zelle:

„Wie kommen Sie freche Person dazu, gegen meinen ausdrücklichen Befehl doch wieder hinauszusehen? Ich werde Sie dem Inspektor melden, wenn ich das noch mal merke, dann giebt's Dunkelarrest!"

Plötzlich schien ihr einzufallen, daß Ulrike ja einen Rückhalt an dem Pfarrer habe, daß Ulrike, die aus besseren Kreisen stammte, deren Mann der strenge Großkaufmann Füting gewesen, am Ende sich eine solche Behandlung nicht gefallen lasse. In freundlicherem Ton, der ihr Erschrecken über sich selbst und ihre Falschheit verbergen sollte, meinte sie:

„Ach Gott — wie schwer einem solch Amt wird! Man soll nichts durchgehen lassen — und fortwährend geschieht was! Immerzu muß man dazwischenfahren. Immerzu! Sie können es mir wirklich glauben, daß es mir keinen Spaß macht, bei jeder Kleinigkeit zu schreien. Aber — ach Gott, ich muß ja, ich muß ja!"

Ulrike lächelte.



Da wußte die Wärterin nicht, ob das höhnisch oder mitempfindend war. Sie ging schweigend hinaus, bereit, noch strenger Obacht zu geben.

Das nächste Mal, als sie Ulrike wieder auf der Pritsche stehend fand, sagte sie selbst nichts, meldete es aber dem Inspektor.

Und nun erreichte Ulrike ihr Ziel: sie wurde nach dem Keller in die Dunkelzelle gebracht.

Dort konnte sie sich all ihre Sehnsuchtsträume in die Finsternis, in die immerwährende Nacht hineindenken. Ihre schwarze Umgebung füllte sie mit glühenden, prangenden Freudengemälden. In der düstern Kellerluft erstanden durch ihre Phantasie die duftigsten, heitersten Gefilde, die Gefilde ihrer Seligkeiten, ihrer Liebe.

Sie phantasierte nicht ins Blaue hinein. Sie formte und schmückte alles nach dem, was sie in der Vergangenheit erlebt. Sie benützte das Gewesene als Grundstein. Auf diesen Grundstein türmte sie ihre Linien und Farben, so daß ein Organisches vor ihrem Auge stand, ein vollendet Organisches: Wurzeln, Stamm, Äste, Zweige, Blatt und Blüte. Und oben die Früchte, die reifen Früchte.

Der Grundstein, die Wurzeln waren das, was sie vor wenigen Monaten mit Otto durchrungen.



Er war mit ihr einig gewesen, sie von dem herrischen Füting zu trennen. Und da Füting nicht gutmütig einwilligte, hatte man ihn vor eine vollendete Thatsache gestellt.

Im ersten Augenblick riß Füting erschreckt und verwirrt die Augen auf. Dann ward er streng und stählern.

Otto sollte sofort die Stadt verlassen.

Der weigerte sich.

Aber Ulrike mußte sich eingestehen, daß es ihrer ganzen Macht über Otto bedurft hatte, ihn zu dieser Festigkeit zu bestimmen. Das wußte sie in ihren Phantasieen glücklich zu übertünchen. Die verfaulte Stelle in dem Fundament ihrer Gedankengebäude übersah sie absichtlich.

Füting ließ sich gehen. Er verfolgte seine Absicht rücksichtslos. Mochten manche über seine Hörner lächeln — man sollte ihm wenigstens eingestehen, daß er verstanden, diese Hörner gründlich abzustoßen. Hinter seinem Rücken sollte man nicht lächeln; furchtsam sollte man ihm nachsehen.

Und mit dem er seine junge Frau sich erzwungen, mit dem er sie ihrer Familie, der Theaterdirektorenfamilie abgetrotzt, mit dem er sie sich erzogen — dann aber auch von sich gepeitscht und gedrängt

hatte — mit seinem unduldsamen, abweglosen Drauflossteuern auf sein Ziel — damit wollte er sie auch strafen.

Er erreichte sein Ziel.

Aber es war ein Ziel ohne Wirkung Wenigstens erreichte Füting nicht die Wirkung, die er sich erwünschte.

Ulrike äußerte ihm zu deutlich ihre Freude, von ihm loszukommen. Der Lohn, den sie dafür zahlen mußte, diese Haft, war ihr gering gegen das — —

Als sie aus dem Dunkelarrest kam, ging sie nur zögernd in ihre tageslichte Zelle.

Hier konnten ihre Phantasieen nicht so üppig wuchern. Hier sah sie Alltäglichkeiten vor dem Auge: Die getünchten Wände, die alte, rotgebeizte Holzpritsche, den Ofen, das Fenster, durch welches das ernüchternde, entkleidende Licht kam.

Die Unendlichkeit der Dunkelheit fehlte ihr. Wie hoch und wie weit konnte sie doch in die Finsternis des Kellers hineinbauen. Beschränkende Mauern gab es da nicht. Das Auge konnte sie ja nicht sehen.

Aber hier.

In ihrer Wut hätte sie gegen diese blassen Kalkwände mit beiden Fäusten hämmern mögen.

Nur eins tröstete sie über alles hinweg:



Nicht ganze drei Tage — dann sollte die prächtige Zukunft beginnen. Dann war die Zukunft zur Gegenwart geworden.

Und da sah sie plötzlich Otto, ihren Befreier, auch in dem bleichen Licht, das durch die Gitterstube drang. Das Licht erstarkte und umflammte ihn mit blendenden Strahlen.

Er erwartete sie — —

Am dritten Tage, früh um zehn Uhr kam die Wärterin diensteifrig herein: Ob sich die gnädige Frau nicht umziehen wolle? In einer Stunde sei es ja so weit. Und da möchte doch niemand eine Minute unnütz verlieren. Sie wisse das wohl zu würdigen. Sie verstehe das. Ja, sie verstehe das. Egentlich dürfe man noch nicht so früh die Kleider bringen. Aber die gnädige Frau müsse sich gewiß in Ruhe anziehen. Und solche feine Sachen müßten ja auch mit Verständnis und Geduld angezogen werden.

Wenn die gnädige Frau vielleicht etwas wünschen? Eine Brennschere? Oder Haaröl? Oder Parfüm?

Ulrike winkte ab. Sprechen konnte sie nicht, wegen des Ekels. Aber es zuckte um ihre Mundwinkel wie spottendes Gelächter.



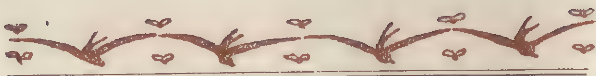
Beim Ankleiden aber fiel ihr ein, daß Otto sich immer gefreut, wenn sie das Haar in loser Flechte hinten in einen Oval zusammensteckte, aus dem eine schwere Locke drängte. Dazu brauchte sie einen Spiegel.

Die Wärterin mochte sie nicht darum bitten. Lieber versuchte sie es so.

Aber es gelang ihr nicht. Sie war zu sehr an ihren dreiteiligen, meterhohen Spiegel gewöhnt. In ihm konnte sie genau sehen, ob das Haar sich nicht zu hoch über den Schläfen bauschte. Lieber zog sie es ein wenig herunter; aber nicht, um es mit Brennscheren zu verderben, ihm seinen Glanz wegzusengen. Sondern nur um die etwas eckigen Schläfen zu verdecken.

Auch um ihren Hals richtig schmücken zu können, brauchte sie den Spiegel Denn so lange sie denken konnte, ging sie mit bloßem Hals. Sie hatte nie die hohen Modekragen umgelegt. Sie schämte sich ihres schönen Halses, ihrer vollen Brust nicht. Sie wollte ihre Schönheit nicht verstecken und freute sich, wenn andere sich daran erfreuten.

Mit bunten, venetianischen Glasperlen schmückte sie die lebendige, mit einem Rosenhauch durchtönte Weiße des Halses. Bald hatte sie schwarze Ketten



fünfmal herumgeschlungen, bald weinrote, die wie ein Kranz versteinerter Blutstropfen glänzten. Dann wieder trug sie maigrüne Perlen, die sie bleich und matt erscheinen ließen.

Dieser Schmuck fehlte ihr jetzt. In einem einfachen Straßenkleid war sie in das Gefängnis gegangen. So unscheinbar sollte sie vor Otto, vor ihren Heiligsten hintreten?

War es heute nicht ein Fest? Ein Weihetag?

Die Zukunft wurde ja nun zur Gegenwart.

Da mußte das Herrlichste und Prächtigste ihr dienen. Nichts könnte schön und berauschend genug sein. Das Feierlichste wäre ihr gut genug gewesen.

Und nun dieses graue, dürftige Kleid!

Dann sollte wenigstens das, was ihr eigen war, was sie selbst besaß, in seiner ganzen Fülle und Freude ihm bereitet werden.

Sie rief die Wärterin:

Ob sie vielleicht einen Spiegel hätte?

Die Frau lief und kam hastig mit einem halbblinden Stehspiegel wieder.

Ulrike zog das Kleid wieder herunter und löste sich die dunklen Haare. Wie schwere Wolken fielen sie über die Helle der Schultern. Ja — wenn sie ihm so entgegentreten könnte ...



Aber das Straßenkleid schloß bis oben hin.

Nun zerteilte sie das Haar mit ihren Händen und hob es empor. Während sie es flocht und knotete, kam es ihr in den Sinn, daß Otto während der Haft ja nichts hatte von sich hören lassen, daß er ihr nicht ein einziges Mal eine Nachricht gegeben.

Ihre Finger zitterten, und es ward ihr schwer, die Haare in die richtigen Linien zu ziehen.

Aber um so freudvoller mußte das Wiedersehen werden! ...

In diesem Augenblick kam die Wärterin und meldete, daß es Zeit wäre hinunterzugehen. Dabei sah sie Ulrike so verschmitzt und vertraulich an, daß die fragte:

„Na — und was ist noch?"

„Ach — eigentlich — eigentlich soll ich das ja gar nicht sagen —" zierte sich die Wärterin.

„So —"

Ulrike wendete sich still ab; laut jauchzte es in ihr:

„Otto! Otto erwartet dich!"

Der Wärterin brannte ihr Wissen auf der Seele. Sie mußte es erst weiter geben, sie mußte erst eine Freude bereiten. Gutmütig und scheinbar ängstlich über ihre treuherzige Offenheit flüsterte sie:



„Gnädige Frau — es ist ja bloß — wenn Sie — aber Sie dürfen mich um Gotteswillen nicht verraten! — Nein, das dürfen Sie nicht! — Also — ein Herr wartet unten auf Sie — ein Herr!"

Und sie lächelte recht schwesterlich.

Ulrike zog mit bebenden Händen ihr Kleid zusammen. Ganz ruhig meinte sie:

„Schön — ich komme gleich."

Die Wärterin war verletzt über diese Abweisung. Sie fühlte, daß Ulrike allein bleiben wollte. Rasch ging sie hinaus, um sie nicht zu erzürnen.

Ulrike konnte sich nicht mehr aufrecht erhalten. Sie mußte sich auf die Pritsche setzen.

Und sie hatte gezweifelt?!... Sie biß sich aus Zorn über sich selbst in die geballten Fäuste. Und dann jubelte es in ihr.

Ach — nun bloß rasch die Kleider zu — diese Knöpfe wollen auch nie durch die Knopflöcher — und nun noch einmal das Haar — ach was, so konnte es gehen. Otto umarmte sie ja doch sofort und dann war das Haar gleich zerzaust.

Aber nur so schön wie möglich!

Diese Stunde sollte ja die heiligst und sonnigste werden...



Und dann gleich fort. Gemeinsam in ein ander Land ...

Himmel — wie bleich sie aussah!

Das war wohl nur der Spiegel, der sie so unscheinbar machte.

Aber das war nun gleich Fort — hinaus — ihm entgegen ...

Sie fiel fast die Stufen hinab. Ihre Füße konnten nicht so rasch vorwärts wie ihre Wünsche.

Die Thür hastig aufgedrückt — ja da stand ein Mann.

Da in der Ecke. Im Schatten.

Warum so verlegen? So ohne Jubel? Ohne den drauflos stürmenden Jubel, den sie in sich zur hochaufflackernden Flamme peischte?

Ihre Füße schienen mit dem Fußboden zu verwachsen — sie konnte nicht weiter: Füting kam aus der Ecke auf sie zu. Füting und nicht Otto.

„Willkommen, Ulrike! Willkommen in der Freiheit!" sagte er mit der Kälte, mit der eingelernte Sprüche über innerste Kämpfe hinweghelfen sollen.

Ulrike fand kein Wort. Sie sah auch nicht die dargebotene Hand. Sie sah nur dieses alte Gesicht, dessen Härte durch unterdrückten Kummer eine weiche Linie bekommen hatte.



Füting suchte nach Worten. Dann aber wußte er nichts anderes, als das, was ihn so erfüllte:

„Komme wieder zu mir!"

Ulrike antwortete nicht. Starr sah sie ihn an.

Er drehte den Kopf weg, um nicht in diese verblaßten Augen sehen zu müssen.

Wie sie aussah! Wie von einer eklen Krankheit zerstört. In dem Weiß der Augen blutige Adern. Stirn und Wangen wie von ätzender Säure zerfressen. Der Zug von den Mundwinkeln nach unten tief eingegraben — ein schwarzer Schatten zerriß die weiche Linie des Kinns.

Die Blicke dieser Augen konnte Füting nicht mehr ertragen. In dieser Minute zweifelte er mehr denn je, daß er ein Recht gehabt, sie zu strafen, sie so hart zu strafen.

Er mußte sich plötzlich zur Seite wenden und weinen. Erst liefen ihm einzelne Thränen über die Backen. Dann schluchzte er auf:

„Ulrike — wenn doch — das alles nicht geschehen wäre!... Wenn wir doch das alles vergessen machen könnten... Was ich in der Zeit gelitten habe, das kann ich Dir gar nicht sagen. Nicht eine einzige ruhige Nacht habe ich gehabt. Immer mußte ich



daran denken, wie Du hier auf der Pritsche in der kalten Zelle liegst. Jetzt — wo es in der Nacht schon feucht und kühl aufsteigt. . Und wenn doch das alles gar nicht vorgekommen wäre... Wenn das noch mal geschehen sollte — ich würde ganz gewiß nicht wieder so ein Dickschädel sein... Ja — nachher liegt man in der Dunkelheit — so allein — in der Nacht — und fragt sich, hast Du ein Recht gehabt — — Ja — aber — was denn?... Willst Du denn nicht hier bleiben?"

Er streckte ängstlich die Hände aus.

Sie hatte endlich die Macht über ihre Füße zurückgewonnen und ging langsam auf die Thür zu.

„Ulrike!" bat er, „Ulrike!... Ich — ach — wenn Du doch wieder zu mir kommen wolltest!... Aber so hör' mich doch wenigstens an! — Bitte — höre —"

Die zerrissene Stimme des alten Mannes quälte sie. Aber sie blieb stehen, mit der Hand auf der Thürklinke.

„Ach — Ulrike — ich will Dir ja nie wieder ein böses Wort sagen. Du kannst ja auch thun und lassen, was Du willst... Ich sag' ja nie wieder was... Bloß komm' wieder zu mir Ich kann nicht mehr allein sein!"



Er sank auf die Kniee und streckte die Arme nach ihr aus:

„Wenn Du wüßtest, wie das ist — so allein zu sein... Früher — ach, da war mir das gleich. Da spürte ich das nicht. Aber jetzt — ich kann ja nicht mehr ohne Dich sein!... Und ich will auch nicht mehr ohne Dich sein."

Er schauderte.

„Ah — so einsam im Zimmer zu sitzen, wenn die Dämmerung kommt Nachts — das Bett neben mir — leer. Immer fremde, kalte unverständige Gesichter um mich — — Und ich war ja auch nur so — wütend — so — streng, weil ich Dich ganz allein haben wollte — weil ich Dich keinem andern gönnte."

Er wurde wieder freudiger:

„Aber nun ist das ja vorbei mit dem andern... Und meinetwegen können ja die Leute schwätzen... Ich lebe ja mit mir — ich lebe ja nicht für sie, zu ihrem Gefallen... Ulrike — Ulrike?"

Er rutschte ihr auf den Knien näher und flehte mit zitterndem Gesicht.

Da sagte sie ruhig:

„Nein... Wozu? Ich bin wahrlich glücklich, von Dir los zu sein."



„Aber Ulrike ... Sieh mal — dann reisen wir auf ein paar Monate nach dem Süden, damit Du wieder gesund wirst—und schön—und voll—und rot. Und dann — die schönsten Kleider — und Schmuck — und Bücher — und in Deinem Garten darfst Du Dir Rosen pflanzen — alle Sorten lasse ich für Dich kommen ... Marschall Niel, die Du Dir so gern ins Haar steckst ... und die glutroten, die dunklen, aus denen Du Dir einen Gürtel windest ..."

„Aber was red'st Du da? Ich reise mit Otto — fort — weg —"

„Ach —" er ließ die Hände sinken.

Eine Weile sahen sie sich an. Er forschte, ob sie wohl all das begraben könnte, was die letzte Zeit ihr gebracht. Sie sah auf ihn herab — herab ...

Plötzlich fühlte er, daß er vor ihr kniete.

Das riß ihn empor.

Und nun kämpfte er mit allen Waffen:

„Du willst mit Otto reisen? Muß der nicht erst da sein? Ach, das ist ja alles vorbei mit dem. Der will ja nichts mehr von Dir wissen."

„Wer will das beweisen?"

„Nun, ist er da?"

Sie umklammerte die eiserne Klinke. Als Antwort fand sie nur eine wegwerfende Handbewegung.



Füting lachte kurz auf:

„Ja — siehst Du — der scheint Dir ja riesig treu zu sein... Ach — es ist nicht jeder so dumm-treu wie ich... Das müßtest Du nun doch auch wenigstens anerkennen — und nun komm schon. Ich bin ja doch der einzige, der zu Dir hält — trotz allem und allem."

Die Gewißheit, daß Otto nicht kommen würde, hatte ihn sicher gemacht. Und er sagte in dieser Sicherheit das, was er hätte verschweigen sollen.

Sie riß jäh die Thür auf:

„Adieu — Du bist der alte Protz!"

Erst im Park, wo ihr der Wind die gefallenen Blätter ins Gesicht klatschte, wurde sie wieder ruhiger. O — wenn Otto nicht gekommen war — dann konnte er nur krank sein.

Hastig durcheilte sie die Straßen, um nach seiner Wohnung zu kommen. Pflegen wollte sie ihn — wie noch nie ein Mann von einem Weibe gepflegt worden.

Am Hafen, wo der Südwest die Wellen weit über die Brüstung warf, eilte sie dicht am Wasser entlang, um den kleinen Umweg zu sparen. Nur rasch zu ihm hin. Der Gisch durchnäßte ihr dünnes Kleid. Sie fühlte das nicht.

Und nun die schmale Gasse entlang, wo das



Plaster so holprig war, daß man nur langsam vorwärts kam. Die Gesichter, die über die Blumentöpfe hinweg ihr nachschauten, sah sie nicht. Nur eilends vorwärts, vorwärts. Dann durch die alte Thür mit dem blanken Messingklopfer. Die dunkle Stiege hinauf. Die Zimmerthür aufgestoßen:

„Otto!"

Sie sank am Tisch hin. Kaum, daß sie sich mit den Händen am Sofa festhalten konnte. Sie fühlte jetzt, wie das Gefängnis ihre Kraft angenagt hatte, wie es sie aufgezehrt hatte.

Otto saß am Fenster und las in einem Buch. Erst fand er keine Worte. Dann legte er das Buch fort, kam langsam näher und zog sie auf einen Sessel:

„Das ist aber eine Überraschung!"

Als er so kühl blieb und sie nicht jauchzend umarmte, bog sie sich von ihm fort und sah ihn stumm an. Ihre Hände krallte sie in die Sessellehne. Ihre Augen wurden immer größer, das Gesicht immer mehr starr und steinern.

Es entzog ihr den letzten Rest ihrer Kraft, daß Otto sie nicht mit ganzer Sehnsucht und festlicher Freude erwartet hatte, daß er sie so empfing, wie einen ihm gleichgültigen Bekannten.



Nein, nicht einmal so empfing er sie. Viel erniedrigender und zermalmender war dieser Empfang.

So kam man einem entgegen, der eine Schuld einzufordern hatte — die man nicht einlösen konnte. So sah man einen bei sich eintreten, dessen Dasein ein Vorwurf für den war, den er besuchte.

Ach — wenn sie noch so vollkräftig wie früher gewesen wäre. Da wäre sie mit vollster Verachtung aufgestanden und hätte ihn verlassen, ohne ihn anzusehen.

Aber heute blickte sie ihm immer noch so abwesend und entsetzt entgegen. Sie fühlte es kaum, wie ihr die Thränen aus den Augen rannen und über die Backen hinabliefen.

Da erblaßte er.

Und plötzlich schlug er sich die Hände vor das Gesicht und stöhnte auf.

Das erweckte sie. Langsam erhob sie sich:

„Ja, dann werde ich nur gehen."

„Ach — Du —" sagte er mit halberstickter Stimme, „ach, wenn Du wüßtest ... Ich habe ihm doch mein Ehrenwort geben müssen, als ich meine Strafe hinter mir hatte. Und ich konnte auch nicht anders ... Nun hatte ich ihm doch schon so viel zugefügt, ihn so schwer gekränkt — — —"



Sie wollte an ihm vorbei — zur Thür. Er sah ihren verächtlichen Gesichtsausdruck, stellte sich ihr in den Weg und schrie auf:

„Nein, nein! Ich hätte unser Glück wahrhaftig nicht einem andern geopfert... Aber —" seine Stimme sank — „es war ja gar nicht mehr ein Glück... Ich hätte ja gar nicht mit Dir leben können. Denke mal — hier habe ich meine Position — wer weiß, wie es im Auslande ist..." Fast wütend rief er: „Ich bin doch kein Abenteurer! Ich ärgere mich selbst darüber. Aber wie glücklich ich bin, wenn ich eine gesicherte Existenz habe — ach, wie glücklich... Und da soll ich nun zum Trotz mit Dir, mit einer geschiedenen Frau zusammen leben. — — Kein Mensch würde mich hier ansehen, kein Mensch würde Geschäfte mit mir machen wollen — —"

Sie hatte sich an ihm vorbeigedrängt und ging so rasch und so sicher es ihr möglich war, hinaus und die schmale finstere Stiege des Kleinstadthauses hinunter.

Er rief verlegen hinter ihr her:

„Bitte, bitte, sei mir nicht böse — aber Du wirst mich schon verstehen — Du wirst schon einsehen, warum ich nicht anders konnte. Du bist ja



so klug und — ja — Du? — nicht — Du bist mir doch nicht böse?..."

Als er keine Antwort bekam, wurde er ängstlich. Er schämte sich und trat hastig in sein Zimmer zurück. Wenn ihn nur nicht die Nachbarn gehört hätten...

Hier, in seinen bekannten vier Wänden aber schüttelte er bald seine Unsicherheit ab.

Ulrike ging unterdessen die Treppe hinab — mechanisch, wie wenn sie eine gefühllose Maschinerie wäre — und verließ ebenso mechanisch das Haus. Mit gleichen schlürfenden Schritten bewegte sie sich die Hauptstraße des Ortes entlang — wo man sie so genau kannte, wo man sie früher in ihrem Stolz und in ihrer Pracht gesehen.

Sie bemerkte nicht, wie man ihr ins Gesicht starrte. Sie spürte nicht, wie die Ladenbesitzerinnen und ihre Kunden in die Ladenthüren drängten und ihr nachschauten. Sie fühlte nicht, wie die Hausfrauen die Hälse über die Blumentöpfe reckten, um sie recht lange sehen zu können.

Es kam ihr gar nicht zum Bewußtsein, daß sie hier in der Hauptstraße ging.

Ganz in sich versunken, fast unfähig zu denken, schritt sie die Straßen weiter entlang — bis hinaus, wo die Schule zwischen den letzten Häusern, wink=



ligen, niedrigen Gebäuden, lag. Es war Freiviertelstunde. Sonst hatte sie den auf dem Vorhofe hin und her springenden Kindern stets zugeschaut, auch wohl mit einzelnen einige Worte gesprochen. Heute ging sie gleichgültig daran vorüber.

Auch die Kranken, die in ihren hellen Gewändern vor der Thür des Lazaretts saßen, und deren verfallene Haltung sie sonst abgeschreckt und doch zugleich ihr Mitleid geschürt hatte, weckten heute keine Erregung in ihr.

Kaum merkte sie, daß sie nun nicht mehr zwischen den Häusern, sondern zwischen Feldern weiterschritt. Nur als ihr der Wind den Hut fortriß und ihn über die frisch umgepflügten Kartoffelfelder davon rollte, strich sie sich über die Stirn. Dann marschierte sie gerade aus. Ohne Ziel. Ohne Wollen. Ohne Bewußtsein.

Nur vorwärts.

Fort...

Als es Abend ward, hatte sie schon mehrere Dörfer hinter sich. Plötzlich konnte sie nicht weiter. Die Füße versagten ihr. Nun erst kam ihr der Gedanke, daß sie irgendwo einkehren müsse. Sie durchkramte ihre Taschen. Nirgends fand sie Geld.



In ihrer vollständigen Mattheit kroch sie unter einen der Wachholderbüsche, die zwischen den Kiefern wucherten. Im nächsten Augenblick war sie eingeschlafen.

Am Morgen darauf erwachte sie fröstelnd. Sie blieb noch eine Weile wie versunken liegen. Dann erhob sie sich.

Den Schmutz, der ihr anklebte, mochte sie nicht erst abschütteln. Jede Bewegung war ihr zu viel.

Und wozu auch?

Sie hatte ja keinen Zweck mehr dafür.

Vollkommen planlos lief sie auf der Landstraße weiter. Die tiefen Wagenspuren waren mit einer dünnen Eisschicht gefüllt — wie eine eiserne Schiene zogen sie sich durch den Lehm. Von den Weidenstümpfen zur Seite des Weges flogen Krähen auf. Weiter drüben stieg bläulich-weißer Rauch in die klare Morgenluft: dort wurde Kartoffelkraut verbrannt.

Die ab und zu dünn aufflackernden Flammen bannten sie. Nicht weit von dem Feuer setzte sie sich an den Rand der Landstraße und starrte in die aufzüngelnde Glut.

Die Bauernmädchen, die mit den Knieen auf der Erde lagen und die Kartoffeln aushackten, kicherten



über Ulrike. Erst heimlich. Dann lachten sie ihr höhnisch ins Gesicht.

All das berührte sie nicht mehr.

Sie empfand das gar nicht als Hohn, als Schmach, als Entehrung.

Nach einer Weile kamen die Landstraße daher drei Burschen. Burschen ohne Mäntel, ohne Reisetaschen, ohne Stecken. Der eine die Hände tief in den Hosentaschen, die Schultern zusammengezogen. Die andern mit Weidenknüppeln. Ohne Tuch oder Kragen, nur das schmierige Hemd unter der Jacke. Die fettigen Mützen auf das struppige Haar gedrückt, und die stoppeligen Gesichter grau und verfroren.

Der ohne Stock, in dessen spitzem Gesicht noch am meisten Pfiffigkeit und Mut lag, der noch nicht ganz so gebrochen und verzweifelt wie seine Kameraden blickte, trat auf Ulrike zu:

„Na Marie — wo haste denn Deinen Scheks?"[1])

Sie sah ihn verständnislos an.

Er betrachtete sie sich näher. Dann mußte er wohl erkennen, daß sie nicht zu ihnen, den Landstreichern, gehörte. Ihre Kleidung war ihm doch zu gewählt. Aber der Schmutz —

Er wendete sich an seine Kameraden:

[1]) Scheks = männlicher Begleiter einer wandernden Frau.



„Kinders — kommt — wir wollen man da drüben futtern."

Sie setzten sich in ihre Nähe und holten ihre erbettelten Brotstücke und Wurstenden hervor.

Währenddessen sagte der Pfiffige leise zu seinen Kameraden:

„Da laß ick mir sämtliche Beene ausreißen, wenn die nich wat for uns wäre."

„Aber Fritz, det mußte doch sehn, dat die 'ne janze Feine is," meinte der zweite, ein blasser, schmaler Mensch, dem man den ehemaligen Kaufmann noch ansah.

„Albert, davon versteh ick doch mindestens so ville wie Du! Wenn De ooch Heringsbändiger gewesen bist, und wenn ick ooch bloß Mechaniker jelernt habe — so ville habe ick mir nu doch in de Welt umgesehen, um zu wissen, wen ick vor mir habe. Umsonst tipple ick doch nich schon zwee Jahre. Hä — da lernt man wat kennen. Dir — Dir habe ick det jleich anjesehen, dat Du Ladenschwung gewesen bist."

„Det stimmt ja —"

„Also — — die — die is bloß ihrem Ollen weggeloofen. Da hat's Bimse[1]) gegeben — und da is se davon."

[1]) Bimse = Schläge.



„Kiek doch bloß, wie die uns anglotzt, wie der det Wasser im Munde zusammenläuft!" rief der dritte leise, indem er in ein Stück Speck hineinbiß.

„Ach Jotteken — die hat jewiß schon 'n paar Dage keenen warmen Löffelstiel gesehn," bedauerte der Kaufmann.

„Na ja — jetzt kaut se sogar — mit leerem Mund!"

„Na also, wat wollen wir denn mehr?" fragte der pfiffige Fritz. „Da haben wir gleich de schönste Jelegenheit, um mit ihr anzubandeln. Wenn wir der wat zu futtern jeben, denn können wir se verschleppen — Kinders, bis — bis nach Posemucke!!" jauchzte er und zappelte mit seinen Armen in der Luft herum.

Der Kaufmann blickte düster vor sich hin in den Straßengraben, wo Ameisen durch die Gräser schwärmten.

Fritz sah ihn von der Seite an und sagte nach einer Weile, halb unsicher, halb geärgert:

„Na — wenn De nich mitmachen willst—Albert — — Aber ick denke, wir haben uns ewigte Treue jeschworen — —"

„Ach — schwören!" winkte Albert ab mit der flachen Hand.



„Na — det weeß ick ja schonst — man kann ieberhaupt nich schwören. Det kommt ja doch immer anders im Leben. Immer!.. Ja, ja... Schwur is ieberhaupt der reene Bedrug!“ fuhr Fritz zornig heraus.

So saßen sie — ohne einander anzusehen. Das Essen schien ihnen gar nicht mehr zu schmecken. Langsam und interesselos bissen sie in die Speisen.

Plötzlich sprang der dritte auf, ein Mensch mit breiten Schultern, starken Händen und kräftigen Beinen, dem man deutlich den Metallarbeiter ansah:

„Nee det — is ja unmenschlich — lieber esse ick keenen Happen mehr!“

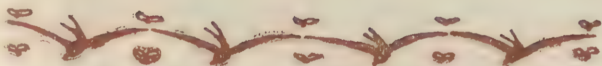
Damit lief er zu Ulrike hin und reichte ihr sein Brot. Sprechen konnte er nicht. Sein Gesicht hatte sich dunkelrot gefärbt.

Sie sah ihn nur verwundert an — und dann griff sie hastig nach dem Kanten.

Der Metallarbeiter kam schwankend, wie ein Halbtrunkener zurück. Er lächelte den beiden andern verlegen zu.

Dann saßen die vier und speisten, ohne sich anzusehen.

Als sie sich gesättigt, streckten sie sich aus und dehnten sich in der aufsteigenden Morgensonne.



Albert meinte: „Man kann doch aber noch eenen kleenen Uffwärmer jebrauchen."

Er zog eine Flasche und reichte sie seinen beiden Kumpanen.

Als die mehrmals getrunken, verschwanden die düsteren Linien nach und nach aus den Gesichtern. Die Backen verloren ihre vergraute Farbe. Die Augen, die so matt und gebrochen geblickt, lichteten sich.

Fritz fing an, seine gewohnten Scherze zu machen. Ob Albert nicht bald ein großes Warenhaus für Walzbrüder uff der Landstraße eröffnen wolle? „Wat Du — so'n Warenhaus: Trittlinge[1]), zwee Bleier[2]) det Paar — Stauden[3]), anderthalb Bleier det Stick — und Obermännchen[4]) — die feinste Sorte für fünf Bleier ... Du, wat, da könntste' Wertheim'n dot machen?"

„Ja — in eene Sache könnte mir der nu janz bestimmt keene Konkurrenz machen: in lebendige Kleidungsstücke. Allens voll Leben, 't kribbelt und wibbelt man so voll Reichskäfer,"[5]) lachte Albert angeheitert.

---

[1]) Trittlinge = Stiefel. [2]) Bleier = Zehnpfennigstück. [3]) Stauden = Hemden. [4]) Obermännchen = Hut. [5]) Reichskäfer = Ungeziefer.



Fritze ging auf seine fröhliche Stimmung ein:

„Du, da brauchste doch ooch jleich Verkäuferinnen! Wie wär't denn mit die da?"

Albert merkte, wie Fritz seinen Zustand ausnutzen wollte und protestierte:

„Ih — du bist jarnich so ohne. Aber ick laß mir nich uff't Eis fiehren. So 'n armet Wurm —"

„Aber — Du weeßt ja jarnich, ob se nich bloß druff lauert, det wir se anquasseln und se mitnehmen!"

Diese Frage verblüffte Albert.

Er sah Ulrike forschend an. Dann trank er einen langen Schluck und blickte wieder nach ihr hinüber.

Fritz redete auf ihn ein:

„Mensch — Konner[1]) — ick wär' doch der letzte, der sich an een weiblichet Wesen verjreifen würde. Aber — et is doch zum Auswachsen, zum Schimmligwerden — zwee Jahre unterwegs — nie nich von'n Weib anjesehn — nie nich mal so 'ne weiche Hand jedrickt, nie nich 'n Kuß — Mensch, da wär' man doch 'n Mondkalb, wenn man an sein Jlick vorüber tippeln[2]) wollte ... Und wat bleibt Dir 'n iebrig? Dir nimmt keen Titchenkrämer mehr in den Uffzug

[1]) Konner = Kamerad. [2]) Tippeln = wandern.



als Jehilfe. Dazu biste doch zu sehr abjebrannt... Na — und Schluß?... Wenn De Sehnsucht nach det Ewig — Weiblich — Weichliche kriejst — denn mußte doch mit 'ne Schikse lostapern.. "

Der Kaufmann hatte den Kopf wieder gesenkt, die Hände auf die angezogenen Kniee gestützt und sann vor sich hin.

Mit einemmal sprang Fritz auf, nahm die Schnapsflasche und lief zu Ulrike:

„Ick halte et nich mehr so aus!"

Mit blödem Lächeln reichte er ihr die Flasche. Sie griff gierig danach.

Albert schlug sich auf die Schenkel: „Äh — nu is doch der Berg im Rutschen!" rappelte sich auf und folgte seinem Freund. Der Metallarbeiter, der gewohnt war, seinen Kameraden alles nachzuthun, ging hinter ihm drein.

Ulrike war es, wie wenn frisches Blut in ihren Körper geleitet würde, als sie den Schnaps trank. Sie fühlte sich dankbar hingezogen zu den Stromern. Am meisten aber zog sie die scherzhafte Offenheit dieser Männer an. Sie sagten gerade heraus, wie sie dachten, was sie wollten. Sie stellten sich gleich als Verkommene, als Verdorbene vor. —

Als sie den Tag über mit ihnen gelaufen, fühlte



sie sich wie eine der Ihren — hoffnungslos, ohne Zukunftsziel, ohne Wunsch, ohne die Kraft, solchem Dasein ein Ende zu machen. Nur so weiter leben . . .

Irgend was ersehnen?

Bah, das erfüllte sich ja doch alles nicht . . .

Sie fühlte keinen Zweck mehr in sich. Hatte man nicht ihr bestes Empfinden durchsägt und gefällt, wie einen überschüssigen Baum?

Und sie ward die Schamloseste, Wildeste und Widerwärtigste. Abends, in den Pennen, wo die Stromer mit ihren Weibern zusammenkamen, trank sie am meisten, tanzte sie am rasendsten, kreischte sie am lautesten und war am wenigsten wählerisch in der Auswahl ihrer Liebsten.

Ja, sie fand einen besonderen Genuß darin, noch schamloser zu sein als die anderen. Sie warf sich vor den Augen aller einem der Stromer an den Hals.

Das war ihr wie Rache —

Vergessen — vergessen — — —



Die Erinnerung

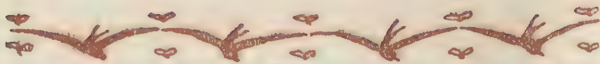


Abseits vom Dorf, an einem kleinen Teich, lag das Gehöft des Kossäten Pinnow. Weiß gestrichene Obstbäume, in regelrechten Reihen gepflanzt, umgaben das niedrige, hellblaugetünchte Fachwerkhaus und die Scheunen.

Pinnow stand mit seinen beiden Jungen unter den Obstbäumen. Es war im Herbst. Früh am Morgen. Die Sonne konnte nicht das dichte, neblige Gewölk durchbrennen. Nur einige Flecke am Himmel lohten hellgelb. Im Schatten der halbentlaubten Bäume und des Hauses lag noch weißer Reif.

Der kleine untersetzte Mann mit dem stoppeligen Gesicht schüttelte einen Pflaumenbaum. Die Kinder lasen die herabprasselnden Früchte auf. Sie waren so eifrig bei der Arbeit, daß sie nicht die Tritte des Mannes hörten, der auf der Landstraße vom Dorf her kam. Er blieb an der hohen Hecke stehen:

„Guten Morgen, Pinnow!“



Der Bauer sah sich um, ohne die Hände vom Baum zu nehmen. Das glattrasierte, zarte Gesicht des Pastors lächelte über der Hecke:

„Nun, eine reichliche, gesegnete Ernte?!"

„Jau," antwortete der Bauer; „man möt taufreden sün."

Der Pastor brauchte seine zweite Frage, die ihm im jahrelangen Verkehr mit den Dorfleuten zur Gewohnheit geworden war: „Ist denn in der Familie alles munter?"

Der Bauer schien aufbrausen zu wollen. Seine unterthänig verschmitzten Augen glühten und röteten sich. Er schrie heiser:

„Mien Familj! — Jo — mien Familj! — — Ick kumm nachher eins tau Ihne!"

Mit jähem Ruck drehte er sich um und schüttelte wütend den Obstbaum.

Der Pastor starrte ihn so blöde an, wie die Kinder ihn angesehen hatten.

„Töww! Grapscht! Grapscht!" schrie Pinnow seinen Kindern zu.

Dem Pastor war es, wie wenn er geschlagen worden wäre. Was sollte denn das bedeuten? — Pinnow war doch sonst ein umgangbarer Mensch. Sein drittes Kind, ein Mädchen, hatte er nach der



Konfirmation beim Pastor in Dienst gegeben, damit es dort ausgebildet werde.

Während der Pastor, noch ganz verwirrt, seinen Morgenspaziergang fortsetzte, dachte er nach, was den Bauern wohl so in Aufregung gebracht haben könne. Sollte mit dem Mädchen, der Else, was nicht richtig sein — — Aber sie gedieh doch ganz prächtig bei ihm. Sie brauchte nicht die groben Hofarbeiten machen, weil sie schon früher mit den Töchtern des Pastors gespielt hatte. Sie stand in einem Zwitterverhältnis. Wohl mußte sie tüchtig in der Wirtschaft zugreifen. Doch nachmittags war sie die Gefährtin der Haustöchter. Diese vielseitige Beschäftigung hatte aus dem Mädchen ein aufgewecktes, gereiftes Geschöpf gemacht ... Er kam nicht darauf, was der Bauer gemeint hatte. Und dann dieser grobe, niedrige Ton. — Dem Mädchen ging es doch ganz gut im Pastorenhaus. — — Der Bauer, der Else einmal zur Frau nahm, war nicht übel dran. — — Dieser grobe Ton — dieser grobe, klotzige Ton ...

Mit emsigem Kopfe, die Hände mit dem Stock auf dem Rücken, war er gleichmäßig gerade aus geschritten. Er sah erst auf, als er die Tritte eines Menschen entgegenkommen hörte. Von der Stadt her,



deren spitze, grüne Kirchtürme aus roten Ziegeldächern und hellem Gebüsch hervorragten, kam ein einzelner Mann in schlenderndem Gang herangeschritten. In den blassen Herbstsonnenstrahlen konnte der Pastor bei der großen Entfernung, die zwischen dem Näherkommenden und ihm lag, noch nicht erkennen, ob es ein Dorfbewohner oder ein Fremder war. Als sie einander näher waren, sah der Pastor, daß er einen Landstreicher vor sich hatte.

Es war ein schlanker, hochgewachsener Mensch in fleckiger Kleidung. Wo Knöpfe fehlten, war die Kleidung mit Bindfaden zusammengebunden. Um die Schultern trug er eine kleine Leinwandtasche, ähnlich den Frühstücksbeuteln der Soldaten. Die Tasche war sehr flach und schien nur einige Papiere zu enthalten. Mit einem Ast sich stützend, hielt er in der linken Hand eine kurze Holzpfeife, aus der er gemächlich schmauchte. Das verweichlichte Gesicht richtete er treuherzig auf den Pastor und fragte, die Pfeife aus dem Mund nehmend und den Hut ziehend: „Komme ich hier nach Klützow?"

„Ja — ja;" — der Pfarrer betrachtete ihn genau. Der Mensch sah gar nicht so übel aus. Das Haar war ein bißchen lang, aber glatt gekämmt.



Das Gesicht — nun, das Gesicht war ein bißchen stoppelig. Um Augen und Mund lag die ganze Gleichgültigkeit und Lebensverachtung des Landstreichers. Und doch blickte er so intelligent — allerdings auch leichtsinnig, wie eben die Menschen blicken, die mehrere Jahre die Landstraße abgetippelt haben.

Ganz verwahrlost war er noch nicht; er trug einen leidlich sauberen Papierkragen; die Stiefel waren zwar geflickt, doch blank gewichst.

„Dürfte ich den Herrn Pastor um eine kleine Gabe bitten?" sagte er.

Der Pastor erstaunte. So schüchtern sprach der Mensch — und doch war er so erfahren, daß er in ihm gleich den Pastor erkannte?... Diese Landstreicher — die wissen zu laufen — — —

„Na," meinte er lächelnd; „hier hab' ich nichts. Aber wenn Sie mitkommen wollen, können Sie bei mir Mittag essen."

Auf dem Lande ist ein Landstreicher als Neuigkeitsbringer ein gern gesehener Gast, wenn man auch sonst gegen ihn mißtrauisch ist. Der Landstreicher schien ein Großstädter zu sein. Jedenfalls konnte er etwas erzählen — das verscheuchte die dörfliche Langeweile.



„Wo sind Sie denn her?" fragte der Pastor, während sie nach dem Dorf schritten.

„Ich bin aus Greifswald, Herr Pastor!"

„Ei, sieh eins an! Da habe ich ja studiert! — — Ja, ja — wie sich das so trifft — —Wie sieht's denn da jetzt aus? — So — immer noch wie früher? — Ach ja, Greifswald verändert sich nicht viel — Aber Berlin — waren Sie schon in Berlin?"

„Jawohl, Herr Pastor! Das ist noch eine Stadt!"

„Nicht wahr? — Aber sagen Sie doch mal, wie heißen Sie denn eigentlich?"

„Schulze, Herr Pastor! Ein ganz gewöhnlicher Name."

„Ei, gewiß — Sie — Greifswalder! — — Ja, Schulze — Schulzes kannte ich auch — ja — — Was war denn Ihr Vater?"

Der Landstreicher saugte heftig an seiner Pfeife, die inzwischen ausgegangen war. Dann sah er dem Pastor halb frech, halb ärgerlich ins Gesicht und zuckte die Achsel.

Der Pastor hatte verstanden —

„Nun, nun," sagte er begütigend; „das ist ja sehr schlecht von dem Vater, daß er Ihre Mutter in Schande hat sitzen lassen — — sehr schlimm, sehr



schlimm ... Was haben Sie denn gelernt?" fragte er, um den Landstreicher auf andere Gedanken zu bringen.

„Nichts — — Nu ja, meine Mutter hatte kein Geld dazu. Da mußte ich denn am Hafen arbeiten. Und dann — kein Vater — da bin ich verbummelt ..."

Der Pastor nickte stumm vor sich hin. Diese jungen, leichtsinnigen Leute — er war zwar auch jung gewesen — ei ja — und ziemlich forsch — — hm — die Mädels hatten ihn auch nicht verschmäht.

Er besann sich mit einem mal auf alle lustigen Tändeleien seiner Studentenzeit. Nun sah er selbstvergessen vor sich hin.

Sie kamen an einem kleinen Fichtenwäldchen vorbei. Sein Blick fiel zufällig auf eine verkrüppelte buschähnlich gewachsene Fichte. Ah — ja — er schreckte aus seinem Sinnen auf. Diesen Baum hatte er im Gedächtnis. Er wußte ganz genau, wo er stand.

Sonderbar — daß man sich der ruppigsten, heikelsten Geschehnisse am ehesten und deutlichsten erinnerte — gerade so — wie man den Standort eines verkrüppelten oder merkwürdig gewachsenen Baumes ganz fest im Gedächtnis behält, während



die anderen, gleichmäßig gewachsenen Bäume in ihrer Gesamtheit gar nicht auffallen — — —

Sie waren vor dem Pfarrhause angelangt. Der Pastor schickte den Landstreicher in die Küche, er solle sich dort Essen geben lassen. Dann jagte er die Hühner nach dem Hof, die stets, wenn die Hausthür offen stand, hereintrippelten und den gescheuerten Bretterflur beschmutzten. Als er an der offenen Thür des hinteren Zimmers vorbeikam, sah er, wie Else, die Tochter des Bauern Pinnow, eifrig Gardinen plättete. Sie glühte — als er sie aber forschend ansah, wurde sie dunkelrot und sah wie beschämt nieder.

Er mußte lächeln. Das Mädel war doch ganz gesund und drall. Fröhlich gestimmt ging er in das Wohnzimmer, das in der gemütlichen, altväterischen Kühle seiner Möbel, der frischgewaschenen Gardinen und der weiß gescheuerten Dielen recht hell und freundlich erschien. Er stellte sich vor den Goldrahmenspiegel, der über dem Sofa hing. Er war noch ein ganz stattlicher Mann — wenn auch die Haare schon grau wurden — die Augen und Backen waren noch frisch. Ei ja, er mußte den Mädels schon einmal gefallen haben ...

In dem Augenblick kam seine Frau herein. Sie



war eine kleine Frau mit starkem Leib. Sonst aber war sie eine zierliche Person, deren nervöse Hände fortwährend nach Thätigkeit suchten.

„Guten Tag, Klara! — Das ist ein Wetter!" Er zog sich die Stiefel aus, und sie schob ihm gestrickte Pantoffeln hin: „Ja, es ist herrlich!"

Ihre Stimme klang etwas dünn und scharf. Ihm erschien das immer zart. Immer noch lächelnd sagte er:

„Wie sich die Else entwickelt hat; wie kräftig die geworden ist!"

Seine Frau sah ihn forschend an:

„Ja, weißt du, Walter, wenn du das schon siehst — die Else ist — ja — die Else wird bald Mutter werden."

„Was?!" Mit einem Pantoffel und einem Stiefel an den Füßen sprang er auf.

„Ja — und dann muß sie uns sofort aus dem Hause — denke doch — unsere Mädchen — die reinen Kinderchen."

„Ja, ja; — aber —"

„Da giebt's gar kein aber," sagte sie heftig, mit der geballten Rechten in die offene Linke schlagend. „In unserem, dem Pastorenhause, so etwas! — — Und dann die Kinderchen!"



„Ja, eben —“ meinte er, verzweifelt hin und her gehend, ohne zu merken, daß er auf dem Pantoffel hinkte.

„Ja eben!“ wiederholte sie.

„Aber wir dürfen doch nicht so unduldsam sein.“

„Ach was! — Du denkst eben nicht an unsere Kinder!“

Er zuckte die Achsel.

Das sagte ihr, daß er nicht wisse, was zu thun sei. Dann that sie stets, was sie wollte. Kurz entschlossen öffnete sie die Thür und rief:

„Else!“

Das Mädchen kam in gebeugter Haltung herein.

Der Pastor blieb vor ihm stehen und sah es an, das mit gesenktem Kopf schuldbewußt dastand.

Nach einer peinlichen Pause, in der alle fast unhörbar geatmet hatten, sagte der Pastor halb verwundert, halb traurig:

„Wie kommst du nur dazu? — — — Wer ist denn der Vater?“

Das Mädchen schluchzte, dazwischen stammelnd: „Einer — von — den — Studenten — die im — Sommer auf — der Durchreise hier — logierten — — Fräulein Martha — und Fräulein — Ella —“

„Was? die auch?!“



Das Mädchen nickte: — „Aber denen hat's nicht — geschadet."

Die Eltern der beiden Fräulein, der Pastor und seine Frau, blickten sich verwirrt an.

„Ja! Du lügst!" kreischte die Pastorin, die bleich wie die Tischdecke geworden war.

„Nee — ick lüge nich!" sagte Else, immer noch schluchzend.

„Was!? Was? — Du widersprichst?!" schrie die Pastorin und ging mit erhobenen Händen auf das Mädchen zu.

Else riß erschreckt die Augen auf und wich, vor Angst still geworden, zurück. Doch die Pastorin faßte sie am Kleide und schlug ihr mit der Faust ins Gesicht, der Pastor riß sie fort.

Das Mädchen eilte zur Thür hinaus. Gleich darauf hörten die beiden Zurückgebliebenen die Hausklingel.

Die Pastorin sagte verzweifelt:

„Unsere Töchter dürfen es nicht gethan haben — sie dürfen nicht!"

Im selben Augenblick hielt ein Wagen mitten auf der Dorfstraße. Die Hausklingel ging wieder und der Bauer Pinnow trat mit seiner Tochter an der Hand ein: „Ja — nu jagen Se se raus. —



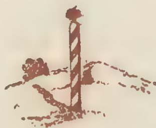
Awerst bi Ihne is se det passiert — ha — Se hewwen ja min Kind hübsch abgerichtet!" Er schlug heftig auf den Tisch.

Der Pastor blickte seine Frau ratlos an. In diesem Augenblick ging der Landstreicher am Fenster vorbei: der Pastor erinnerte sich, daß er als Student auch „flott" gewesen war. Ja, ja — die Erinnerung — die ist eine gute Mahnerin — ...

„Ja," sagte er plötzlich — „wir sind doch alle Menschen. — — Wir werden für das Kind sorgen? —"

„Ja!" nickte die Pastorin.

„Na, dann geiht dat jo — dann is dat jo nich so slimm," meinte der Bauer befriedigt...



Zosieczka



Lallen, Gelächter, Schreien, Kreischen, Brüllen und Flüstern — alles schwirrte in dem Schankraum durcheinander. Ab und zu senkte sich der Lärm — dann aber schwoll er wieder jäh an, wie das Brausen des Windes. Nur das Plantschen beim Gläserspülen und das Geklapper beim Füllen der römerartigen Schnapsbecher blieb gleich stark. Vom frühen Morgen, wenn die Männer und Weiber von der Nachtschicht kamen — blaß, trotz des Rußes, der auf ihrer Haut klebte — und wenn die andern zur Hütte oder zur Grube gingen — schon um diese Zeit griffen die ungelenken Hände gierig nach dem Wodka auf Mikeskas Schanktisch. Und stehend tranken ihn die Männer wie die Weiber herunter.

Eine Sitzgelegenheit gab es bei Mikeska nicht. Stühle hätten auch gar keinen Platz in seiner Destillatji gehabt. Kaum, daß ein besinnungslos betrunkenes Weib oder ein übervoller Berginvalide an der Wand oder zwischen den Füßen der Trinker ihren Rausch ausschlafen konnten.



Wer zu Mikeska kam, mußte froh sein, wenn er sich zum Schenktisch durchgedrängt hatte und dort aus einem der neben einander geschichteten, rohen und schmutzigen Schnapsfässer sein Glas voll erhielt. Damit mußte er bei Seite treten. Der einzige Ruhepunkt war die schmierige, abgestoßene Wand, an die sich die Halbbetrunkenen lehnten — und diese mit Schweiß, Speichel, Ruß, Maschinenöl und Hochofenasche beklebte Wand war stets besetzt. Gleich, nachdem sich morgens die Thür geöffnet hatte, schwirrte das Gelächter, Kreischen und Schreien, Lallen, Brüllen und Flüstern durcheinander.

Nur zweimal am Tage schienen die vom Schnaps Begeisterten zur Besinnung zu kommen.

Am Vormittag, zur Zeit des Schulbeginns, kam durch die nach dem Kontor und den Wohnräumen führende Thür Zosieczka.

Es war, wie wenn in einen dumpfen, lichtlosen Keller ein Sonnenstrahl hinein leuchtete.

An der Thür verstummte zuerst der Lärm. Dann zog sich die Stille bis zum Schenktisch hin und breitete sich aus bis zu den Fenstern. Nur vereinzelt schrillte aus der dichtgedrängten, schwitzenden Menge das Kreischen eines Weibes und das zudringliche Lallen eines zur Erde Sinkenden.



Zosia kam!

Mit ihren großen, graublauen Augen, aus deren Rändern schwarze, lange Wimpern strahlten, sah sie nur nach einem Punkt — nach Mikeska, ihrem Vater, dem Mikeska mit einem zu kurzen Bein und einem rundlichen, kahlen Schädel. Alles andere sah sie nicht — schien sie nicht zu sehen.

Er stand schon und wischte sich die kurzfingerigen Hände an dem Lappen, der zwischen den Fässern hing. Und dann nahm er ihren schmalen Kopf in seine Hände, jenen Kopf, den man so herbe und weich zugleich nur bei Aufblühenden findet und der bei den seltenen edlen Polen einen Reiz mehr hat: die Traurigkeit, die Wehmut.

Zosia hatte nichts mit ihrem Vater gleich. Ihre schlanke, aufrechte Gestalt war der Gegensatz zu seinem gedrungenen, gebeugten Körper. Ihre geraden Gesichtslinien, der kleine Mund und der zarte, feine Knochenbau konnten nur aus der Zeit stammen, da Mikeskas Vorfahren noch unter dem Robot standen, noch dem Grafen leibeigen waren. —

Er bückte sich, sie hob sich auf die Zehenspitzen, und er küßte sie — nicht auf den Mund — nur auf die Stirn, da, wo die Haare sich kräuselten.

Dann ging sie wieder zurück — die Bücher



klapperten in der Schulmappe — die Thür schlug zu — im nächsten Augenblick schwoll das Gekreische und Stimmengewirr zur gewöhnlichen Stärke an.

So ging es jeden Morgen und jeden Abend, nur daß Zosia früh Guten Morgen, Papa! sagte und abends: Gute Nacht! —

Eines Abends aber war es schon still, als Zosia den Schankraum betrat.

Vor dem Tisch stand eine schwarze, knochige Gestalt, der jüngste Kaplan der Kosciot Panny Maryi. Er redete heftig auf Mikeska ein; ob Mikeska denn nicht sein gottloses Treiben einsehe. Er könne es doch gar nicht verantworten, soviel Seelen dem Teufel zu überliefern. Die Schnapshöhlen wären die Vorräume der Hölle. „Mikeska! Mikeska! Kommen Sie doch zu sich! Geben Sie auf dieses Laster; ich bitt' Sie, ich, der Kaplan Wannuschek, im Namen der Panny Maryi!"

Mikeska stand ruhig mit den Händen auf den Tisch gestützt und sagte lächelnd:

„Ach, es geht nicht! Es geht nicht."

Sein Ton war der eines Vaters, der zu seinem ungeduldigen Kind spricht und auf seine Fragen keine Erklärungen geben will, weil ihn die Erfahrung gelehrt hat, daß das Kind sie doch nicht verstehen



würde. Halb hilflos, halb überlegen wiederholte er nur sein: „Ach, es geht nicht; es geht nicht!..."

„Warum geht es nicht? Warum soll es nicht gehen? Sagen Sie, Mikeska? Sagen Sie!"

„Es geht nicht! Ach, es geht nicht!..."

Die Gäste bildeten einen dichten Kreis um die Beiden. Einige sahen stumpfsinnig, angerauscht den Geistlichen an, andere, besonders die Weiber, starrten verwundert und fast anbetend zu ihm auf. Hier und da blitzten aber auch feindliche, ärgerliche Blicke. Und einzelne, unter ihnen junge Weiber, kicherten höhnisch.

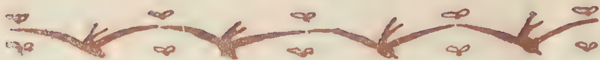
Als der Priester immer wieder drängte, riefen ihm Stimmen zu: „Hörst Du nicht, daß es sich nicht geht?"

Und andere sprachen überlegen und verständnisinnig zu einander: „Es geht sich wirklich nicht — es geht sich nicht!"

Zosia hatte sich inzwischen durchgedrängt. Sie trat wie sonst mit erhobener Stirn zu ihrem Vater.

Ehe der sie küssen konnte, rief der Priester laut: „Mikeska! Ich bitte im Namen der Panny Maryi! Um dieser Kleinen willen — geben Sie auf diesen Handel!"

Im Eifer griff er nach der Hand des Kindes, die sie ihm erschreckt ließ.



Jetzt zeigte sich auf Mikeskas Stirn ein dunkler Streifen. Ungeduldig sagte er:

„Wenn ich Ihnen sage, es geht nicht — dann es eben nicht geht... Gerade des Kindes wegen, der Zosieczka — ich — es geht nicht!“

Die letzten Worte hatte er mit seiner hellen Stimme geschrieen. Sein Kopf senkte sich — die Schultern schoben sich vor — er ähnelte einem gereizten Stier, der bereit ist, loszustürmen, der auf nichts mehr hört, und der nicht mehr zur Besinnung gebracht werden kann. Seine Gäste kannten ihn in diesem Zustand. Sie wußten, daß er dann jeden, und mochte er noch so starkknochig sein, vom Platze schob und vor die Thür drängte. Blind, nur mit einem Gedanken erfüllt, ließ er sich in der Durchführung dieses Gedankens nicht stören.

„Papachen! Papachen!“ gellte da die Stimme seines Kindes. Es sprang mit seiner rehschlanken Gestalt zwischen die beiden Männer und ergriff ihren Vater an der dicken roten Hand. Ganz still schaute sie zu ihm auf. Die schmale Nase zitterte, das sonst so ebenmäßig heitere Gesicht war mit Trauer überschattet.

Mikeska bebte unter ihren bittenden Blicken.

„Ist gut! Ist gut! Wie du willst!“ sagte er und



ging zurück hinter den Schenktisch, die vor ihm Stehenden nach ihren Wünschen zu fragen.

Das Kind hatte sich dem Priester zugewendet. Auch ihn sah es wortlos an — bittend, voll Klage, Strafe und Furcht.

Das verblichene Gesicht des Priesters ward noch bleicher. Seine Augen glühten und umfingen die wunderbergende Gestalt des Kindes mit hingebender Andacht. Die schmalen Lippen preßte er heftig aufeinander und ging, unklare Segenswünsche murmelnd, rasch hinaus.

An den folgenden Tagen, wenn die Dämmerung das Tageslicht durchfinsterte, kam eine Gestalt in alten Kleidern, die nichts vom Vorstadtschmutz und Kohlenruß der Arbeiter an sich hatte, in die Schenke des Mikeska. Sie wurde nicht, wie die anderen Gäste, von Freunden und Bekannten begrüßt, sie sprach mit keinem Nachbarn, wie doch alle — sie blieb nur so lange, bis Zosia dem Mikeska ihren Gutenachtkuß gegeben . . .



Stahl



Auf dem schwarzen, mit abgestorbenem Gras überwucherten Landwege geht vor mir ein breitschulteriger, gebückter Mann.

Es ist das einzige lebende Wesen außer mir auf der weiten öden Heide, die sich vor uns sanft hinaufzieht. Wildes störrisches Gras, das nie gemäht ist, duckt sich im Herbstwind; eine andere Pflanze gedeiht hier nicht. Die grauen Wolken, die sich langsam aber stetig am Himmel emporschieben, fressen die letzten hellen Flecken — es ist, wie wenn sie sich an ihnen mästen, so schwellen sie an und blähen sich.

Vor uns taucht etwas Schlankes auf. Je höher wir die Heide hinaufsteigen, je mehr sehen wir davon — wie ein Obelisk ragt ein Schornstein in die Luft. Daneben liegt ein Felsklotz. Beim Näherkommen sehe ich, daß es ein verfallenes Gebäude ist.

Dicht vor ihm erreiche ich den alten Mann. Er bleibt stehen und wendet sich nach mir um mit einem gemurmelten



„'n Tag!"

Dann gehen wir zusammen weiter. Unter einer schmierigen, bis oben zugeknöpften Jacke trägt der Alte ein braunes Wollhemd, das am Halse zwischen einem rosa- und blaugestreiften Tuch hervorschaut. Aus dem Tuch dringt sein breiter Kopf mit starker Stirne, in die eine schwarze Kattunmütze mit einem Lackschirm geschoben ist. Nach einem hastigen Blick über mich hin geht er an dem zusammengestürzten Gemäuer vorbei und biegt in eine Thüröffnung ein, deren Wölbung heruntergefallen und vom Gras überwuchert ist. Er setzt sich müde darauf und zieht die stämmigen Beine an, während seine Brust keucht.

Ich lehne mich ihm gegenüber an den Thürpfosten; dicht neben mir wächst der Schornstein empor, an dem der Wind mit wütenden Händen vergeblich rüttelt.

Als der Alte sich etwas erholt hat, erhebt er sich und geht über das Geröll in die gegenüberliegende Ecke, wo die Mauer noch besser vor dem Wind schützt. Dort sind Steine zu einer Bank geschüttet, auf der man ganz bequem sitzen kann. Als der Alte sich niedergelassen hat, zieht er aus seiner Jackentasche ein Frühstückspäckchen. Ich folge seinem Beispiel und so sitzen wir stumm kauend.



Nachdem er gegessen hat, streicht er die Brotkrumen von seinen Schenkeln, die von einer hellblauen, geflickten Hose bedeckt sind. Wir sitzen noch ein Weilchen stumm beieinander.

Dann fragte ich, um die Stille, die hier im verlassenen, toten Gemäuer doppelt schwer drückt, zu unterbrechen:

„Hier stand eine Fabrik?"

Der Alte stützte den Kopf in die starkknochigen Hände und sagte:

„Ja — hab' selbst drin gearbeitet." — — Er lacht leise.

„'s ist schon lange her — da drüben;" er weist durch die Fensteröffnung auf vollständig zusammengefallene Gebäudetrümmer — „da war ein Bergwerk. — Es ist schon lange tot — das ganze Werk steht jetzt weiter unten — hier wurde das Erz geschmolzen und gegossen — damals standen hier viele stolze Schornsteine. — Es wurde gehämmert und gepocht. — — Ich, ich habe hier gearbeitet — mehr als dreißig Jahre. — Mein Schweiß floß auf das glühende Eisen und verdampfte zischend — O, damals war ich noch einen viertel Meter höher als heute, Herr! Die Arbeit, der Stahl hat mich so weit verschluckt.



Ja, ja; — junger Herr! Meine Mutter erzählte mir, als ich noch ein unwissender Bursch war, dem die Welt wie ein großer Spielplatz erschien, ein Märchen: An einem feuerspeienden Berge lagerte ein Ungeheuer. Blutrot war seine Haut und grüngrau sein Haar. Wenn ein Mensch vorbei ging, faßte das Ungeheuer den Ahnungslosen und warf ihn in den aufflammenden Berg. Der zischte und sprühte und bald wuchs aus ihm eine Stange des feinsten Stahles empor. Aus dem schmiedete sich das Ungeheuer einen Ring um seinen Leib. Viele solche Ringe hat es schon um den Leib und doch fehlen noch unzählige, um den Riesenrumpf zu bedecken — noch viele Menschen müssen in den feuerspeienden Berg geworfen werden.

„Ja, junger Mann; heute habe ich das Märchen verstanden — das Ungeheuer ist die Fabrik ...

„Aber kennen Sie auch das schöne Lied:

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte!

„Kennen Sie das?—O, wir könnten die Herren des Eisens und des Stahles sein; aber jetzt sind wir seine Knechte! Ja, wir haben uns selbst die Ketten geschmiedet.“ — —

Er flüstert:



„Da zogen sie herauf aus dem Grunde, mit den Gewehren und Degen, die wir ihnen gehämmert hatten — sie schlugen uns, weil wir Herren sein wollten, weil wir einen Willen haben wollten.“ —

Langsam wickelte er das bunte Tuch von dem starken Hals. Ich sah eine hellrote, lange Narbe vom linken Ohr bis nahe am Kehlkopf.

Er stand auf und hüllte sich wieder ein. Bei dem Bemühen, seinen kurzen Rücken möglichst gerade zu drücken, lachte er, indem er die geballten Fäuste zusammenschlug:

„Aber hier, wir haben noch Fäuste; die haben was abgekriegt vom Stahl, den sie bereiten helfen. Sie sollen noch viel schaffen! Die sind noch hart und zäh!“

Dann geht er mit seinem breiten Gang aus den Ruinen hinaus. Einige Schritte die Anhöhe hinauf — wir stehen am Scheitel des Hügels.

Vor uns im Grunde kämpfen Rauchheere miteinander; sie drängen, schieben und vertilgen sich. Hier und da leuchtet es unter ihnen auf — spitze Flammen züngeln in die Reihen der schwarzen Qualmungetüme, als wollten sie die Kämpfenden trennen — und doch bringen sie ihnen nur neue Waffen.



Der Wind dreht sich. Er kommt uns entgegen und trägt uns den Schall der Werke zu.

Ein wildes Klopfen und Stampfen, Hämmern und Nieten klingt herauf. Dazwischen kreischt eine Säge und eine Dampfmaschine stößt stöhnend ihren weißen Dampf von sich.

Je länger wir hinblickten, je deutlicher konnten wir da unten alles erkennen. Lange, schwarze Dächer strecken sich wie die Rücken riesenhafter Tiere über die Erde. Die Schornsteine ragen wie flammende Fühler und Hörner empor. Der Wind treibt hier und da die Rauchwolken auseinander und wir sehen die Flammen auflodern aus den Essen. Hier sprühen sie blutrot — dort hellgelb — drüben violett mit Stahlblau — diesseits rehbraun mit grau.

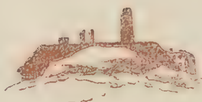
Die Wolken, die diese hochstrebenden Feuerquellen emporsenden, sträuben sich, aufzusteigen. Doch ihre jüngeren Geschwister drängen sie immer höher und dichter — wenn der eine dem andern nicht weichen will, verschlingt der Stärkere den Schwächeren. —

„Das Ungeheuer braucht wieder eine Stahlstange!" sagte der Alte und geht mit leisem Lachen, während er mit dem Kopf nickt, vor mir her in den



brodelnden, qualmenden und stampfenden Feuergrund hinab.

Als ihn der streng riechende Dunst dichter umhüllt, scheint er immer kleiner zu werden, immer mehr zusammen zu sinken — — —



Abschied



Der Zug rollt ächzend vorwärts.

Alles schläft. — Das matte, kleine Licht wirft von der Decke des Wagens seine zitternden Kringel über die auf den Bänken hockenden Reisenden.

Es ist eine mondlose Nacht — nur unbestimmte Schatten huschen am Zuge vorüber. Ab und zu streift der Lichtschein aus den Fenstern einen weißen Birkenstamm — oder rote, aufragende Föhren.

Meilenweite, plattgemähte Felder liegen im lichtlosen Dunst rechts und links wie ein totes Meer.

Draußen so tot und müde wie die Menschen im Zuge, der ächzend und stoßend vorwärts rollt ...

Auf der letzten Station ist eine Greisin eingestiegen, die mit dem Kopf wackelt. Sie sitzt neben mir. Im Schlaf ist sie zu mir herübergesunken und liegt mit dem weißen, eingetrockneten Kopf an meiner Schulter.

Sie lächelt im Traum.

Als sie einstieg, lächelte sie auch so — dabei liefen



ihr die Thränen über die grauen, verwitterten Backen in den zahnlosen Mund.

Auf dem Bahnsteig stand ihr Sohn. Er hielt seinen kleinen Knaben hoch, der seiner Großmutter Kußhände zuwarf.

Dann rückte der Zug an — sie beugte sich zum Fenster hinaus — auch noch, als der Zug schon eine Geleisbiegung verfolgte, sodaß nichts mehr von dem Städtchen zu sehen war — sie schaute noch lange zurück.

Als sie sich dann neben mich setzte, sagte sie, immer mit demselben friedlichen, entsagenden Lächeln:

„Nun werde ich wohl zufrieden sein können; — nun habe ich meinen Jungen doch wenigstens noch mal gesehen; — jetzt fahre ich nach Berlin und besuche noch meine Tochter — dann will ich ganz ruhig sterben."

„Aber Mutter! Sie werden doch noch nicht sterben wollen?"

„Wenn ich in Berlin gewesen bin, — wenn ich in Berlin gewesen bin, — — — dann will ich gern Abschied vom Leben nehmen."

Sie wurde unruhig.

„Fahren wir noch lange? — Eine halbe Stunde



noch? — Bloß noch eine kleine halbe Stunde und dann sehe ich meine Line wieder, — sie wird ja am Bahnhof sein, — bloß noch eine halbe Stunde, — bloß noch eine halbe Stunde" — —

Sie lächelte wieder und lispelte fortwährend mit ihrem zahnlosen Munde: „Bloß noch eine halbe Stunde" —

Damit lullte sie sich in Schlaf.

Die liebe Alte —

— — — — — — — — —

An Villenörtern rollte der Zug vorbei —

Wie die Alte neben mir lächelt — das Lächeln hatte sich ordentlich eingemeißelt in ihre Züge.

Sie will nur noch zu ihrer Tochter.

Jetzt leuchten die ersten, hochmastigen elektrischen Lampen durch unsere Wagenfenster — die Bahn weitet sich — hunderte — tausende von Wagen stehen zu beiden Seiten unseres Geleises.

Jetzt die ersten aufstrebenden Häuser — wie zerstreute, riesige Findlinge. — Am Himmel ein lichter Dunst in den Nachtwolken.

Die Reisenden erheben sich — sie ordnen ihr Gepäck — schlaftrunken dehnen sie ihre Glieder.

Fünf Mädchen, die ihrer polnischen Heimat zufahren, singen leise ein schelmisches Lied — sie



kichern, als die ganze Schar plötzlich durcheinander geschüttelt wird.

Die Alte lächelt immer noch im Schlaf —

Der Zug fährt langsam in die helle, hohe Halle ein.

Ich schüttle die Alte leise — sie schläft lächelnd weiter.

Nun muß der Zug gleich halten — dann springe ich wieder auf Berliner Pflaster.

Ade — Reise — ade!

Jetzt wird wieder geschafft...

Der Zug steht — die Alte schläft noch. Ich lehne sie hintenüber und rufe sie an.

Sie schläft und lächelt —

Ich rufe.

Sie schläft und lächelt —

Ich greife ihre Hand — die ist kalt — — die Alte hat auch Abschied genommen — von der größten Reise.

Sie schläft und lächelt — — —



Herrosé & Ziemsen, Wittenberg.

66X.